

Klemens

Adresse: Saratow,
typo-litograf. Г. X.
Шельгортъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
г. Саратowъ, Боль-
шая Кострижная
№ 28.

№ 5.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 3. November 1904.

Erscheint jeden Mittwoch.
Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.
Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Inhalt. Religion und Sittlichkeit.—Die Charakterbildung.—Bist Du wirklich katholisch?—Noch ein Wort über unsere Kirchenschulen.—Si tacuisses, philosophus mansisses.—Von Saratow nach Theodosia (Schluß).—Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fortsetzung).—Schlechte Gesellschaft.—N. P. Linewitsch.—Baron A. B. Kaulbars.—Vom Kriegsschauplatz.—Presstimmen.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Welt und Glaube (Fortsetzung).—Alerlei.—Ankündigungen.

Um einem dringenden Bedürfnisse mancher unserer verehrlichen Leser abzuhelpen, werden Bestellungen auf den „Klemens“ auch gegen

Ratenzahlungen

angenommen, u. zw. unter folgenden Zahlungsbedingungen: Bei Bestellung 1 Rubel, 1. Januar 1 Rubel und 1. April 1 Rbl.

Religion und Sittlichkeit.

Ein bekanntes Schlagwort der Vertreter der sogenannten modernen Wissenschaft lautet: Sittlichkeit hat mit der Religion nichts zu tun.“ Und weiter sagen diese Apostel des Unglaubens: „Man kann ein braver und rechtschaffener Mann sein, ohne Religion zu haben; wer wegen Gott das Gute tut und seine Gebote hält, der steht nicht auf dem wahren sittlichen Standpunkte.“

So weit ging nicht einmal Göthe, „der alte Heide“, der ja einer derjenigen war, die am wenigsten von Gott etwas wissen wollen. Schreibt er doch an Rat Schloffer: „Die Charaktere, welche man wahrhaft hochachten kann, sind seltener geworden. Wahrhaft hochachten kann man nur das, was sich nicht selbst sucht. Ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes, religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntnis, welches einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geiste, ihrer Wissenschaft.“ Hat nun Göthe Recht, oder die Vertreter der modernen Wissenschaft?

Sehen wir einmal zu. Ist Sittlichkeit ohne Religion möglich? Die Frage ist gewiß wichtig genug. Damit wir aber nun nicht mit rein unbekanntem Größen rechnen und so im Düstern fechten, wollen wir vorerst wissen, was denn

eigentlich Religion ist, und was man unter dem Ausdruck Sittlichkeit versteht.

Religion im engsten Sinne bedeutet nichts anders als Gottesverehrung. Diese hinwiederum besteht in der Hingebung, Unterwerfung und Hochachtung, welche wir dem höchsten Wesen zollen, und zwar wegen seiner überragenden Vorzüge, weil das höchste Wesen unser Schöpfer, unser Erhalter und unser unumschränkter Herr ist. Auch die Fertigkeit, die man in der Übung dieser besonderen und auszeichnenden Art von Verehrung gegen Gott erlangt hat, bezeichnet man mit dem Namen Religion oder Religiosität. Wir sprechen zudem von religiösen Wahrheiten, von religiösen Gesinnungen, Dingen, Einrichtungen zc., und meinen damit alle jene Wahrheiten, Gegenstände zc. die sich auf das Verhältnis der Menschen zu Gott beziehen, samt den Pflichten, welche sich für den Menschen daraus ergeben. Wir kennen eine Summe von Wahrheiten, welche uns die Vernunft über das Wesen Gottes und über unser Verhältnis zu ihm gelehrt hat, die für uns das Fundament sind, auf dem wir unsere Gottesverehrung, unsere Religion aufbauen. Diese Wahrheiten und die sich daraus ergebenden Pflichten nennen wir häufig Religion.

Was ist nun aber Sittlichkeit? — Wenn ein Mensch ein Dieb oder ein Mörder ist, so sagen wir, er ist sittlich verdorben; ist er ehrlich, mäßig zc., so nennen wir ihn sittlich gut. Sittsamkeit bezeichnet eine bestimmte und den vernünftigen Wesen eigentümliche Weise, wie eine Handlung gesetzt wird, wie diese aus der Vernunft und dem Willen hervorgeht. Es gehört also zum Begriffe der Sittlichkeit, daß man einerseits die zu vollbringende Handlung nach ihrem Verhältnis zur Sittenregel beurteile, und daß sich andererseits der Wille frei entschließen kann, nach der gewonnenen Erkenntnis zu handeln. Nimmt der Mensch seinem Nächsten eine Summe Geldes, trotzdem er mit seiner Vernunft einsieht, daß es der Sittenregel nicht entspricht, so hat er sittlich schlecht gehandelt; erkennt er mit seiner Vernunft, daß irgend etwas der Sittenregel gemäß ist, und

handelt er frei darnach, so hat er ein sittlich gutes Werk vollbracht. In beiden Fällen nennen wir die Art und Weise, wie die Handlung gesetzt wird, sittlich.

Es fragt sich nur, ob wir ohne Religion wahrhaft sittlich sein können, ob wir Gutes oder Böses tun können, ohne daß wir dabei an Gott zu denken haben und um ihn uns zu kümmern brauchen, kurz, ob Gott unser höchster Gesetzgeber ist, oder wir uns selbst nach eigenem Gutdünken regieren, Gesetze geben und den Himmel aufschließen können.

Wir haben die Begriffe von Religion und Sittlichkeit näher bestimmt. Sehen wir nun einmal, ob man denn wirklich das eine vom anderen losreißen kann, ob man das noch sittlich nennen kann, was gar nichts mit der Religion, mit unserer Beziehung zum höchsten Wesen zu tun hat, ob wir ganz und gar aus uns selbst herans gut und rechtschaffen sein können, oder ob wir dabei der Hülfe eines anderen bedürfen.

Wer einmal zugibt, daß ein höchstes Wesen existiert, das unser Schöpfer und unser Ziel ist, der muß auch zugeben, daß wir diesem höchsten Herrn gegenüber Pflichten zu erfüllen haben. Diese Pflichten des Menschen gegen Gott heißen religiöse Pflichten und bilden den vorzüglichsten Teil der sittlichen Pflichten. Würde man diese Pflicht der Gottesverehrung, die wir die Religion genannt haben, fortzunehmen suchen, welche sittlichen Pflichten blieben dann noch übrig? Höchstens die Pflichten gegen den Nächsten und gegen sich selbst. Wer nun aber die Pflichten gegen seinen höchsten Herrn verkennt und unerfüllt läßt, wie wird der seine Pflichten gegen sich selbst erfüllen können, wie wird er noch mit dem Ruhme eines „Tugendhaften“ oder „Rechtschaffenen“ sich brüsten können, wenn ihm überhaupt das Fundament fehlt, auf dem er seine Rechtschaffenheit aufbauen will? Man nennt doch niemanden tugendhaft, der einige natürliche gute Neigungen und Anlagen hat; denn die hat auch nicht selten der ärgste Lump und Taugenichts. Nur wenn jene Titel sich auf etwas Höheres und auf eine höhere Ordnung, d. h. auf unser Verhältnis zu Gott, auf die Religion sich beziehen, können sie Anspruch auf Echtheit erheben. Dieses Verhältnis zu Gott aber gründet sich auf alle jene Wahrheiten, die uns über das Verhältnis zu Gott, sein Wesen, seine Eigenschaften u. s. w. belehren. Die Gesamtheit dieser Wahrheiten aber bezeichnen wir mit dem Namen der Religion, und so ist die Religion denn die notwendige Grundlage der sittlichen Ordnung.

Können wir nun von einem Baue das Fundament trennen, ohne daß der Bau einstürzt? Können wir wahrhaft sittlich sein, ohne daß wir auf die Gründe Rücksicht nehmen, welche die unumstößlichen Wahrheiten der Religion uns angeben? Nein, die Religion ist das Fundament der sittlichen Ordnung, und wer die Religion von der Sittlichkeit trennt, der reißt auch den Menschen los von Gott, seinem Herrn und Schöpfer, seinem Anfange und Endziele. Er reißt ihn los von Demjenigen, ohne welchen nun einmal gar keine Pflicht existiert. Hat etwa der Mensch die Pflicht, im Dienste des Vaterlandes sein Leben zu lassen, wenn kein Gott existiert? Würde das Eigentum des Nächsten etwa noch sicher sein, wenn kein höchster Herr da ist? Würde ein Armer nicht viel besser daran tun, sich

soviel als möglich vom ersten besten wohlhabenden Nachbarn wegzuholen, wenn er sich nur nicht von der Polizei erwischen läßt? Ohne Zweifel, denn ohne Gott, ohne Religion gibt es ja gar kein Gesetz, kein Recht und keine Pflicht, keine Verantwortung und keine Gewissenhaftigkeit. Ohne Gott gibt es keine „Rechtschaffenheit“.

Man spricht von einer „Liebe zum Guten“, von „Gemeingeist“, von „Menschenliebe“, „Begeisterung für sittliche Ideale“. Ja, aber was fragt denn der Notdürftige nach Gemeingeist und Menschenliebe, wenn er für seine Familie kein Brot auf dem Tische hat und es doch ohne jede Verantwortung sich in irgend einem Bäckerladen holen kann, wenn keine Religion für ihn existiert? Man spreche einem Industrieritter von der Sittlichkeit, von welcher die Wohlfahrt des Lebens abhängt, er wird pfeifen auf eine solche Sittlichkeit, deren oberster Grundsatz ist: „Laß dich nicht erwischen!“ Weiß er doch nur zu gut, daß er durch Lug und Trug, durch List und Ränke, durch Verstellung und Unbequemung viel leichter und glänzender durchs Leben kommt, als durch wahre Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit. Man sage auch nicht, ein Ungläubiger erfülle seine Pflichten gegen die Staatsbehörden und gegen sich selbst viel besser, als ein Gläubiger, als selbst der strengste Katholik. Gut, aber warum? Etwa wegen der Grundsätze, zu denen er sich bekennt? Nein, dann würde er folgerichtig nach seinen Grundsätzen handeln, dann käme ein Abschaum der Menschheit, das elendste Wesen, der ureigenste Lump und Schuft heraus.

Also kann ein Mensch trotz seiner Grundsätze sich bei den Menschen den Namen eines „Rechtschaffenen“ verdienen, obchon er wirklich nichts von wahrer Ehrlichkeit besitzt. Aber das beweist nicht im geringsten, daß man die Sittlichkeit von der Religion trennen könne, im Gegenteil, es zeigt, daß Moral ohne Religion schlechthin Unsinn ist, eitel Lüge und Heuchelei.

Die Charakterbildung.

Daß unendlich viel, ja fast alles im Leben von einem festen, entschiedenen Charakter, einem ernsten, zielbewußten Streben, einem aufrichtigen, treuen Sinne abhängt, daran zweifelt wohl niemand! Wie viele Männer und Frauen haben im Sturme des Lebens Schiffbruch an Glaube und Tugend gelitten, einzig und allein deshalb, weil sie nicht in ihrer Kindheit und Jugend zu festen, charaktervollen Menschen herangebildet wurden, denen Pflichtgefühl und wahre Religiosität zur zweiten Natur geworden wäre. Welch eine schwere Verantwortung für die Eltern! Wenn wir deshalb heute die Aufmerksamkeit der Eltern und Erzieher auf die Bildung des Charakters bei der Jugend lenken wollen, so ist es ein unendlich wichtiger Punkt, den wir berühren, der verdient, daß aller Fleiß und alle Sorgfalt auf ihn verwendet werde.

Gleich dem Felsen, an dessen festem Gestein die Wogen des Meeres machtlos abprallen, steht der charaktervolle Mensch im Leben da. So soll auch dein Sohn, deine Tochter, lieber Vater und liebe Mutter, dereinst dastehen, fest und unentwegt, allzeit ihren guten Grundsätzen getreu! Wie man auch in der Welt sie beurteilen möge — sie sollen keinen Finger breit von ihrem Wege — dem guten Wege — abweichen! Deshalb bilde und schule in der Jugendzeit, ja schon in der frühesten Kindheit, den lensamen, leicht zu bildenden Charakter. Gleich dem jungen, biegsamen Stamme wird er die Richtung annehmen, die du ihm geben willst.

Vor allem bilde durch dein Beispiel! Zeige deinem Kinde all das Gute, das du es lehrest, lebendig an dir selbst. Sei du selbst so, wie du dir wünschst, daß dein Kind sei, und glaube ja nicht

daß deine Kinder deinen Worten folgen, wenn dein Beispiel sie nicht unterstützt und nachdrücklich macht!

Erziehe vor allem dein Kind zu einem offenen, ehrlichen Menschen. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sind die ersten Eigenschaften eines guten Charakters. Lüge und Unredlichkeit, wenn auch nur in ganz unbedeutenden Dingen, zerstört den Charakter, wie der Wurm die Blüte. Auf das Wort deines Kindes mußt du bauen können, so sehr mußt du es jede Unaufrichtigkeit verabscheuen lehren.

Sodann pflege auch im Kinde schon Ordnungsliebe. Als Kind lehre es Ordnung halten in Speise und Trank, in seinen Spielen, Ordnung in seinem kleinen Reich. Ist es herangewachsen, so leite es an, Ordnung zu bewahren in seinem Innern, in der Einteilung seiner Tagesarbeiten, in allem, was es betrifft. Die Liebe zur Ordnung und Regelmäßigkeit ist eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft für jeden Menschen.

Dringe darauf, daß, sobald die ersten Pflichten an dein Kind herantreten, es dieselben mit Ernst erfasse und erfülle. Das gilt zuerst von den kleinen Pflichten des Jünglings, der Jungfrau gegen Gott, den Nächsten und sich selbst. Die Heiterkeit sollst du gewiß nie dem kleinen oder größeren Kinde wehren, noch die ihm so nötige Erholungszeit beschränken, aber stets soll aus der Eröffnung der Pflichten Eifer und Ernst hervorleuchten. Das Leben ist ernst und nur die, die es ernst nehmen, sind glücklich zu nennen. Wer etwas Tüchtiges werden will, muß schon in der Jugend mit allem Ernste an das Tagewerk des Lebens gehen. Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit sind streng auszurotten, sie sind der Ruin des Charakters und die Quelle unzähligen Übels.

Unterdrücke in deinem Kinde die Launenhaftigkeit, damit ihm die Tugend der Beständigkeit zu eigen werde. Lasse es nicht ziel- und zwecklos nach seinen jeweiligen Eingebungen und Liebhabereien handeln, sonst erziehst du einen Windfahnencharakter, der launenhaft, wetterwendisch und stets abwechselnd ist und später einmal immer den Mantel nach dem Winde dreht. Ein solcher Charakter ist heute voll Feuereifer, um morgen schon wieder zu erschlaffen, heute voll Kühnheit, morgen feige und träge. Was man sich einmal zum Ziel gesetzt, daran arbeite man beständig und unverdrossen, bis das Gelingen die Mühe belohnt.

Ohne Mut, Ausdauer und Entschlossenheit ist noch nie etwas Gutes, Großes geleistet worden, darum lehre dein Kind bei Zeiten, tapfer zu kämpfen gegen seine Fehler, gegen die kleinen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen, dann wird es auch später gern und freudig streiten für alles Schöne und Edle, für den Frieden seines Herzens, für seinen Glauben!

Die wahre Größe des Charakters zeigt sich in der Selbsterbeherrschung. Sich schnell und ohne ein gewisses Bedauern alles versagen zu können, was unerlaubt ist, diese hohe Kunst muß dein Kind schon frühzeitig lernen und stets üben. Es sei auch großmütig im Vergeben und Vergessen, hierin zeigt sich so recht ein edles Herz.

Ohne Treue ist kein Charakter denkbar. Treu sei das Kind den guten Lehren, die du ihm gegeben, treu den Grundsätzen, die du ihm eingeprägt. Treu bleibe es vor allem seinem Gotte, treu jenen, denen es Liebe und Treue schuldig ist: seinen Eltern, Freunden und Lieben auf Erden, und diese Treue soll dauern bis über das Grab hinaus. „Die Stimme der Wahrheit.“

Bist du wirklich katholisch?

Eine wunderliche Frage! Denkt sich mancher Klemensleser. Denn sicher ist anzunehmen, daß dieselben Katholiken sind; sollte aber doch einer oder der andere ein Andersgläubiger sein, so hat man das Recht zu denken, daß er wenigstens eine katholische Meinung hat.

Ich erlaube mir nun nochmals die obige Frage und bekomme als Antwort ein vielhundertfältiges „Ja“. Wenn es mit dem ausgemacht wäre, daß man katholisch getauft ist und einmal im Jahre beichtet und kommuniert, so könnte man die gegebene Antwort gelten lassen. Allein von einem wirklichen Katholiken wird viel mehr verlangt: er muß seinen Glauben ganz und voll bekennen; muß alles so glauben, wie es seine Kirche lehrt; darf sich nicht eine eigene Moral bilden und dadurch sich betrügen. — Wenn ich das Leben

einiger meiner katholischen Mitbrüder betrachte und sehe, daß sie leben, wie Juden und Türken, so werde ich irre an denselben und will nicht mehr glauben, daß sie wirklich katholisch sind. Ich will nun einige, die ich mir besonders genau angesehen habe, an uns vorbeimarschieren lassen, gerade wie sie leben und leben, und ihnen mit dem Lichte unseres Glaubens den Weg beleuchten; alsdann mag der liebe Leser sehen, ob ein Katholik so leben darf, und sollte er sich vielleicht selbst gesehen haben, dann bitte ich ihn, umzukehren und den Weg zu gehen, welchen seine Mutter, die Kirche, ihm zeigt.

Mein Gewährsmann hat zwei Knechte und eine Magd. Diese müssen ihren Lohn bitter verdienen: um 2 Uhr müssen sie im Sommer aufstehen, und dann geht es immer mit vollem Dampf bis abends 11 Uhr; manchmal ist die Arbeitszeit noch länger. Der eine von den Knechten meinte einmal, er sei noch nicht warm im Bette, so müsse er schon wieder heraus. Was das Essen betrifft, so sorgt mein Nachbar immer, daß die Speisen nicht zu fest zubereitet werden und auch nicht zu viel gekocht wird, damit sich keins den Magen verderbe. Das Brot muß alt, wenigstens eine Woche, und auch nicht ganz ganz durchgebacken sein; dann wird nicht so viel gegessen. Sobald die Arbeiter am Tische sitzen, geht entweder er oder seine Frau am Tische vorbei und schauen, ob denn die „Vielträße“ noch nicht satt sind. Hilft dieses nicht und „fressen“ sie trotzdem weiter, so kommt ein tüchtiges Donnerwetter oder das wüste, nicht wiederzugebende russische Schimpfwort; dieses hilft, denn der Appetit der Arbeiter ist jetzt gestillt! Sie sehen aber auch darnach aus: bleich, abgemattet, hohläugig, an Händen und Füßen abgesehen, sind sie wahre Sammerbilder. Meint unser Herr Wirt vielleicht gar, daß seine Arbeiter keine Menschen wären? Seinen Ausdrücken nach rechnet er dieselben weniger als seine Pferde: „Wenn von denen einer draufgeht, so gibt es ihrer noch viele; wenn aber einer von meinen Säulen verreckt, so muß ich mir einen andern kaufen!“ Bei ihrem Weggange kehren die Arbeiter ihre Meinung offen heraus und wünschen ihrem Herrn alles, nur nichts Gutes; ihre Enkel und Urenkel wollen sie vor diesem Tyrannen warnen, damit keiner von ihnen unter seine Klauen komme! Kann sich mein Nachbar katholisch nennen? Gewiß nicht; denn ein katholischer Christ darf seine Diensthöten nicht schlechter halten als das Vieh!

Ich nun gleich noch beifügen, wie mancher Dienstherr seinen Arbeitern den bedungenen Lohn zu verkürzen und zu entziehen sucht. Wie mancher ist auf jede Art und Weise bestrebt, seinen Arbeitern ein paar Kopfen wegzustehlen in der Meinung, davon reich zu werden. Er schindet und plagt seine Diensthöten, so sehr er kann, damit sie den Dienst verlassen. Hat er's nun endlich so weit gebracht, daß sie gehen, alsdann wird er dieses zum Vorwande nehmen und sich für berechtigt halten, keinen Lohn zu zahlen. Geht der arme Diensthöte aufs Gericht, — was wird er denn gegen den reichen und angesehenen Mann ausrichten? Gewiß fühlt der Arbeiter sich am Ende gezwungen, die paar Rbl., die ihm angeboten werden, zu nehmen, um nur von ihm loszukommen. Oder wird nicht vielfach der Magd jede zerbrochene Schüssel und Untertasse, dem Knecht Schaufel und Gabel, welche er bei der Arbeit zerbrochen hat, abgerechnet. Weiß denn der Dienstherr nicht, daß dergleichen Taten eine Sünde ist, die zum Himmel schreit? Oder darf er sich wohl katholisch nennen? Wer mir nicht glauben will oder meint, ich übertreibe, der möge einmal dorthin gehen, wo die Arbeiter, welche nach dem Süden kommen, sich bei ihrer Rückkehr versammeln; er möge ihre Gespräche belauschen und ihr Aussehen beobachten, und da wird er sich überzeugen, daß ein mancher von ihnen, der im Frühlinge gesund und stark, wie ein Bär, hierher kam, jetzt als ein Skelett nach Hause wandert.

Leider trifft man unter uns viele, die sich zum Grundsatz gemacht haben: „Werde reich, das Wie ist gleich!“ Bei ihnen heißt reich sein — glücklich sein! Diese Menschen kommen in ihrer Geldsucht so weit, daß sie den Begriff von Recht und Unrecht verlieren, daß sie keinen Unterschied mehr kennen zwischen mein und dein. Jede Schlechtigkeit ist ihnen gut genug, wenn dieselbe nur einige Groschen einbringt. Kein Bettler oder Notleidender erhält von ihnen Hilfe, und geschieht es doch einmal, dann aber in so geringem Maße, daß es eine Schande ist. Als Tatsache kann ich anführen, daß ein reicher Mann die Gewohnheit hatte, einen ganzen Eßlöffel voll Mehl den Bettlern als Almosen zu geben, der Löffel wurde

aber noch abgestrichen. Wie ist doch ein Wucherer so unbarmherzig! Das größte Leid und die größte Not rührt ihn nicht im mindesten. Er gibt nur dann, wenn er es fast doppelt verzinst oder bezahlt erhält. Man meint, sein Herz sei nicht aus Fleisch und Blut gebildet, sondern aus Stahl geschmiedet und dazu noch abgehärtet. Er kennt nur sich, und sein ganzes Denken ist darauf gerichtet, wie er seine Goldfiste füllen könnte. Wenn, wie es heutzutage oft vorkommt, bei der Gemeindeversammlung für Abbrannte oder durch Hungersnot Verunglückte, oder zu einem andern guten Zwecke eine Sammlung angestellt wird, oder wenn der Priester zur Ausschmückung der Kirche um einen Beitrag bittet — geben dann nicht die, welche am meisten besitzen, aber mit jeder Faser des Herzens daran hängen, am wenigsten? Was für Ausreden gebrauchen sie, um mit nichts oder mit einer Bagatelle durchzukommen. So einen reichen Geizhals kann man gar leicht zum Schwitzen bringen; man darf nur einige von seinen „sauer verdienten“ Kopfen verlangen. Lieber Freund, der du so sehr von dem Geldteufel bejessen bist, du kannst doch nicht katholisch sein! Kein Mensch wird es dir glauben, und wenn du es hundertmal versicherst.

Vor ein paar Tagen traf ich einen Menschen auf der Straße, der im Gehen noch unbeholfener war, als ein Kind: bald taumelte er nach rechts, bald nach links; jetzt ging es im Sturme vorwärts, daß die Füße nicht schnell genug folgen konnten, um ebenso schnell, wieder rückwärts zu steuern; bald lag er auf der Nase, bald auf dem Rücken. Die Straße war für ihn zu enge und machte er gegen manchen Topfstein einen Anlauf, wie ein stößiger Bock. Wo eine Prüge war, fiel er hinein, um sich darin herumzuwälzen. Seine Sprache war nicht mehr die des Dorfes, er hatte irgendwo herumgeschweifig gelernt. Die Neugierde trieb mich so weit, daß ich, das inzwischen eingereitene Dunkel benützend, mich in der Nähe seines Hauses postierte, um zu sehen, was es denn da heute noch geben werde. Sobald mein sauberer Kumpen die Schwelle seines Hauses überschritten hatte, so erhielt er auch wieder eine verständliche Sprache, und seinem mit Kot beschmutzten Munde entquoll eine Flut von Schimpf- und Fluchworten, die schwer wiederzubegeben sind. Er verurteilte ein Lärmen und Toben, wie wenn eine Schar böser Geister im Hause eingezogen wären. Der Spektakel wurde immer ärger, bis plötzlich Frau und Kinder schreiend und heulend zur Türe hinausflohen, um, wer weiß wo, zu übernachten. Ihnen folgte ein Regen von Tellern und Töpfen, und darauf flogen Stühle, Kisten und Kasten zum Fenster hinaus. So treibt es dieser Unmensch schon jahrelang, schon seitdem er einen eigenen Heerd gegründet hat. Er, von Haus aus reich und angesehen, dem ein jedes Mädchen gerne als Frau gefolgt wäre, hat schon sein großes Vermögen fast ganz durch die Gurgel gejagt und seinen Verstand verpfiffen. Und dieser Mann will auch noch ein katholischer Christ sein?

In der Stube sind Vater und Mutter beisammen; die Unterhaltung dreht sich um ihre Kinder, wie sie dieselben wohl einst versorgen werden, daß es ihnen gut gehe in der Welt. Der liebe Gott hat diesen Wunsch in aller Eltern Herzen eingesenkt, vermöge dessen sie bestrebt sind, ihre Kinder nach Kräften zeitlich glücklich zu machen. Wenn dabei das Ewige nicht übersehen wird, dann ist's gut, denn Gott hat auch gesagt: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet! Die hier erwähnten Eltern sind in dieser Hinsicht vom Wege Gottes abgewichen und meinen in ihrem Irrtume, wenn sie ihre Kinder reichlich mit zeitlichen Gütern versehen hätten, alles getan zu haben. Ihre älteste Tochter ist schon 16 Jahre alt; man müsse jetzt schon ein bißchen Ausguck halten, um dieselbe gut unterzubringen. Der K. wäre nach des Vaters Meinung gerade der Rechte; denn er bekommt ja einst eine Wirtschaft und noch Geld dazu, diesen hat die Mutter auch schon längst im Auge gehabt und ihrer Tochter von Zeit zu Zeit als prächtigen und reichen Burtschen gepriesen. Auf dieses hin hat die Tochter ein bißchen um den K. herumgeschmarozt, und der ließ sich bald merken, daß sie ihm recht sei. Was wunder, daß es zwischen den jungen Leuten bald eine Bekanntschaft gibt, daß der K. seine Liebste jeden Abend allein heimgeleitet und eine kleine Weile bei ihr vor der Türe oder sonst wo stehen bleibt. Er geht im Hause ein und aus, als gehöre er schon zur Familie. Vater und Mutter wissen von der sauberen Geschichte und gehen alles mit einem Gleichmüte an, wie man den spielenden Kin-

dern zuschaut. Der K. kriegt ja eine Wirtschaft, und die Tochter bekommt diesen K.

O, ihr blinden Eltern! Werdet ihr euch durch euren schrecklichen Leichtsinne nicht ein Kreuz zimmern, welches eure Lebensstage verbittern wird? Der K. hat ja schon, wie ihr selbst wisset, ein anderes Mädchen in Schande gebracht; wollt ihr nun eure eigene Tochter auch von demselben verführen lassen? Es schadet nichts, meinen die Eltern, der K. kriegt ja eine Wirtschaft! Ja, aber euer Kind in Schande, — die Leute werden mit Fingern auf sie zeigen und sagen, daß ihr die Urheber seid! Wenn der K. mit der Wirtschaft eure Tochter nachher auch nimmt, so hat sie sich doch mit einer schweren Sünde in ven Ehestand gedrängt, und das kann ihr unmöglich Glück und Segen bringen! „Schadet nichts“, sagen die Eltern, „wir sind auch so zusammengekommen!“ Nicht wahr, solche Eltern können unmöglich katholisch sein?

Wir sind in der Kirche und zwar an einem Werktag, an dem es ja nicht geboten ist, der heil. Messe beizuwohnen; die Kirchenbänke sind deshalb auch beinahe leer. Eine Person weiblichen Geschlechtes fällt uns besonders in das Auge: sie ist gut gekleidet, hat ein teures Gebetbuch und einige schöne Rosenkränze in den Händen und ist fleißig mit Beten beschäftigt. Die Rosenkränze sind schon gebetet und liegen auf der Bank; eben fängt sie an, aus dem Buche zu beten. Dem Anscheine nach ist die Frau eine fromme Person. Die heil. Messe geht zu Ende, und unsere Beterin verläßt die Kirche. Folgen wir ihr heimlich in ihr Haus, um zu sehen, wie sie sich dort beträgt; denn gar viele Frauen erfreuen einen in der Kirche mit ihrer Andacht, zu Hause sind sie aber ganz andere Wesen! Leider ist auch diese, der wir gefolgt sind, eine von der Sorte! In dem Augenblicke, da sie ihr Heim betritt, kommt ihr eines ihrer Kinder schreiend in den Weg; diesem sucht sie den Mund durch folgenden Wutausbruch zu schließen: „Sei still, oder ich schlage dir die Zähne in den Hals hinein, du Hund, du großmäuliger!“ Die Magd in der Küche, die nach ihrer Herrin Meinung zu wenig gearbeitet hat, bekommt gleich auch ihren Teil: „Du Saumensch, du faules! Hast wieder geschlafen in der Ofenecke, so lange ich in der Kirche war; dich soll ja der holen! War ich will dir geben!“ Und mit den von Rosenkränzen umschlungenen Händen ergreift sie die Ofenkrücke, um der armen Magd den Rücken blau zu gerben, wenn nicht gar ein paar Löcher in den Kopf zu schlagen. Völl Wut geht sie nun in das Wohnzimmer, um dort die größte Unordnung anzutreffen, welche die Kinder während ihrer Abwesenheit angerichtet haben. Sie wirft dem größten Kinde das Gebetbuch ins Gesicht, reißt einem andern fast die Haare aus dem Kopfe, wobei sie allen wohl siebenmal das Verrecken und Teufelsholen wünscht, um dann unter einer Flut von Schimpf- und Fluchworten mit dem Besen alle schrecklich durchzuprügeln. Eine häßliche Szene: eine wutschnaubende Mutter unter ihren leiblichen Kindern! Der Herr des Hauses hört diesen Spektakel, wagt sich aber nicht in die Stube, weil er jetzt gerade recht käme, seinen Teil zu bekommen; denn sobald er das Fluchen seines Weibes und das Schreien der Kinder hört, so weiß er, daß seine Frau eben aus der Kirche gekommen ist und man ihr sich in diesem Augenblicke nicht nahen darf! Ja, fragen wir mit Recht, ist das eine Katholikin, die täglich zur heil. Messe geht, bei ihrer Heimkunft aber wie ein Drache im Hause herumfährt?

Ein Beobachter.

(Schluß folgt.)

Noch ein Wort über unsere Kirchenschulen.

Unter Bezugnahme auf meinen Aufsatz „Unsere Kirchenschulen“ (Klemens, N 31, 1903/04), kann ich nicht umhin, nochmals auf die Abhandlung unter demselben Titel von Volksschullehrer J. Blaz zurückzukommen.

In seiner Einleitung schreibt Herr Blaz u. a.; „Der Name Kirchenschulen“ für besagte Unterrichtsanstalten ist nicht anwendbar, weil die Geistlichkeit seit 1897 mit der Schule nur in sehr entfernter Fühlung steht.“ Ich gestatte mir gegen diesen Nachsatz folgendes einzuwenden: Der Religionsunterricht in unseren Kirchenschulen blieb der Geistlichkeit überlassen, und mithin durfte doch wohl die hochw. Geistlichkeit noch in Fühlung, und zwar in näherer, mit der betreffenden Schule sein, um so mehr, als die Religionsgeschichte eine Zentralwissenschaft ist, insofern die Resultate sämtlicher Wis-

seinschaften sich in ihr konzentrieren. Bezüglich des Vorderzuges weise ich darauf hin, daß die in Rede stehende Schule aus der Kirche hervorgegangen ist, also ihre Entstehung der letzteren verdankt. Wenngleich sie auch seit 1897 vom Staate beansprucht wurde, indem letzterer diese Lehranstalt dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellte, dürfte sie nicht vielleicht allein zu Ehren ihres Gründers diesen Namen beibehalten? Ja, haben wir nicht Veranlassung, auf diese Tat der Kirche stolz zu sein? Schon aus den ersten christlichen Jahrhunderten ist uns bekannt, daß der Unterricht, der in der Kirche unentgeltlich erteilt wurde, zur Pflicht ward. In allen Städten bestanden neben den weltlichen Schulen bischöfliche, und neben den letzteren hatten die großen Klöster Monte Cassino, Bobbio, Tarfa ihre Schulen. ¹⁾ Die Kirche hat sich um die Wissenschaften, Künste, sowie um alles Geistesleben die größten Verdienste erworben.

Ferner schreibt Herr Blas: „Die tatsächlichen Religionslehrer bezw. Pfarrer werden seinerseits besoldet, haben also keinen greifbaren Nutzen, keine zwischen ihnen und der Schulbehörde verbindende Bindung, dem Unterrichtswesen näher beizutreten.“ Merkwürdig! Ist es nicht die primitive Aufgabe und Pflicht des Geistlichen, das Wort Gottes zu verkünden, die Gläubigen in den religiösen Wahrheiten und Pflichten zu unterrichten? Aber pflegt dies nicht in der Schule durch den Religionsunterricht und in der Kirche durch die Predigt zu geschehen? ²⁾ Dazu kommt noch, daß die Kirche, indem sie das innere religiöse und sittliche Leben des Menschen regelt und es auf sein höchstes Ziel hinführt, auch indirekt das zeitliche Wohl des Menschen fördert.

Schon in einigen Nummern des „Klemens“ hatte ich Gelegenheit zu lesen, welche Schwierigkeiten in Hinsicht des Religionsunterrichts sich dem Volkslehrer bieten, was sich wohl leicht erklären dürfte: ein geistlich-religionslehrer kann eben nur von einem theologisch gebildeten Manne erteilt werden.

Indem ich mich s. B. in meinem ersten, des öfters schon erwähnten Aufsatz veranlaßt sah, einige Worte dem Berichte des Herrn Siebenhaar nachzuschicken, wollte ich denselben keineswegs befehlen. Im Gegenteil, es freute mich, wie ich dies bereits in № 31 u. S. indirekt hervorhob, daß sich Herr Siebenhaar der Mühe unterzieht, unsere Schule zu heben, und es wird mich noch mehr freuen wenn er seine Arbeit durchführt: finis coronat opus.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die etwas indelicate Bemerkung des Herrn Blas hinweisen. Wie vielleicht noch manchem der geehrten Klemensleser bekannt sein dürfte, hatte sich in meinem Aufsatz № 18, 1903/04, Zeile 4, ein Druckfehler eingeschlichen, indem der Setzer anstatt „Gouv. Saratow“ „Gouv. Samara“ setzte, den ich die löbl. Redaktion bitte, noch nachträglich berichtigen zu wollen. ^{*)} Die sonst so effektiv zugespitzte Bemerkung war recht überflüssig. Kann man denn nicht sachlich bleiben?

Mois Kaul.

Si tacuisses, philosophus mansisses.

Auf den kurzen Artikel „unseres Klemens“ Nr. 51 vom 15. September antwortet die „Odeffaer Zeitung“ in Nr. 224 vom 8. Oktober unter der Überschrift: „Pro domo sua.“ ^{**)}

¹⁾ Weiß, Weltgeschichte, IV. Bd. S. 318.

²⁾ Vgl. die Abhandlung „Die Erziehung des Menschen“, Klemens № 3, 1904/05.

^{*)} Wir bestätigen, daß sich hier wirklich ein Druckfehler eingeschlichen hat, im Original heißt es Saratow. (Die Red.)

^{**)} Des besseren Verständnisses wegen geben wir hier der betreffenden Antwort der „Odeffaer Zeitung“ Raum. (Die Red.):

„Pro domo sua.“ In der in Saratow erscheinenden katholischen Wochenchrift „Klemens“ (Nr. 51 vom 15. Sept.) werden wir von einem gewissen „Bonaventura“ in folgender Weise angerempelt: (Hier folgt der Wortlaut des von uns in Nr. 51 abgedruckten „Hereingefallen etc.“)

Auf diese Tirade haben wir kurz folgendes zu sagen: Es handelt sich um die Mitteilung in Nr. 179 über einen Vorgang auf dem Bahnhof in Straßburg, wo der deutsche Kaiser den Bischof Benzler von Metz hart angelassen haben soll, weil der Bischof den Bann über den Kirchhof in Jamez ausgesprochen hatte, wo die kath. Gemeinde einen Protestanten hatte beerdigen lassen. Wir haben diesen Bericht mit ausdrücklicher Quellenangabe (also nicht als unsern) nach der „Rig. Rundschau“ gebracht, welche erklärt hatte, daß sie für die Authentizität glaube einstehen zu können. Am Schlusse aber haben wir von uns aus wörtlich hinzugefügt: „Diese Darstellung liest sich ja recht interessant, doch kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß ihr ein gut Teil Thea-

trale anhaftet, die den Verdacht erweckt, der Verfasser habe sich zum mindesten Übertreibungen zu Schulden kommen lassen.“

Wenn die „Odeffaer Zeitung“ glaubt, durch spottgetränkte Worte, wie: „von einem gewissen „Bonaventura“, angerempelt, Tirade, imitiertes „Bonaventura“, ihr Hereingefallen aus der Welt schaffen zu können, so ist sie gewaltig irr; denn bewiesen hat sie mit dieser Fauche des Spottes und Hohnes nur, wie peinlich ihr ihre Lage ist. Anstatt schlagende Gegenbeweise zu bringen, greift sie zum Becher ironischen Höhnens.

„Von einem gewissen Bonaventura, angerempelt, Tirade, imitiertes Bonaventura“ das sind Worte, die einen Dachshund bewegen können, Purzelbäume zu schlagen. Möchte es die „Odeffaer Zeitung“ doch unterlassen, ihren Ärger über „andere“ Dinge durch persönliche Anzuspungen zu maskieren. Mit solchen Anzuspungen wird sie nur Scheinerfolge erzielen, Potemtsche Dörfer bauen. Offen gestanden, lockt solch tönendes Wortgerassel mit tobeidem Trommelschlag einer halbsbrecherischen Seiltanzkunst mir nur ein Lächeln ab.

Ist ferner die „Odeffaer Zeitung“ der Ansicht, Bonaventura habe nicht gewußt, was sie, die „Odeffaer Zeitung“, seinerzeit gebracht (Nr. 179, Seite 2, Spalte 2, 3, 4 und Seite 3, Spalte 1), so hat sie sich auf dem Karren des Irrtums nur noch mehr verfahren. Ich kann dem Blatte die feste Versicherung geben, „Bonaventura“ würde nicht in dieses Wespennest gestochen haben, hätte er nicht gewußt, um was es sich handelt. Sagt das Blatt in Nr. 224 in Fettdruck: „Diese Darstellung liest sich ja recht interessant, doch kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß ihr ein gut Teil Theatralik anhaftet, die den Verdacht erweckt, der Verfasser habe sich zum mindesten Übertreibungen zu Schulden kommen lassen.“ so hat sie mit noch mehr Nachdruck bestätigt, daß sie kopfüber hereingefallen ist; denn die Anfangsworte: „Diese Darstellung liest sich ja recht interessant“, bestätigen mit evident unumstößlicher Deutlichkeit, daß sie die „Ente“ als Wahrheit aufgefangen hat. Nur die Form, in der die Ente geflogen kam, erregte bei ihr einigen Anstoß, wie sie ja jetzt selbst in Nr. 224 bestätigt: „Damit hatten wir unsere Ansicht über die Form der Ansprache für jedermann mit hinlänglicher Deutlichkeit gekennzeichnet und glauben, daß sie selbst ein imitiertes „Bonaventura“ nun, nachdem wir sie ihm noch einmal unter die Augen gehalten, begreifen wird.“ Gewiß begreift „Bonaventura“ die Lage eines Blattes recht gut, das hereingefallen ist, besonders in einer so wichtigen Sache, wo es sich um Kaiser und einen so hohen kirchlichen Würdenträger handelt, wie in unserem Fall. Die „Odeffaer Zeitung“ hat gezwinkelt, und dennoch geht sie auf den Leim, einem spaltenlangen Artikel ihr Blatt zu öffnen, von dem ein „imitiertes Bonaventura“ mit Bestimmtheit sagen kann, ohne die „Odeffaer Zeitung“ „anzurempeln“, daß Kaiser und Bischof an dem Tag sich garnicht getroffen, wie in dem Artikel angegeben.

Auf Hühnerfüßen ruht die Entschuldigung: „Wir haben diesen Bericht mit ausdrücklicher Quellenangabe (also nicht als unsere) nach der „Rig. Rundschau“ gebracht.“ Will vielleicht die „Odeffaer Zeitung“ damit in Abrede stellen, der Artikel stehe nicht in ihrem Blatte? Oder hat „Bonaventura“ überhaupt, der Artikel sei Eigentum der „Odeffaer Zeitung?“ „Bonaventura“ hat behauptet: „Vor nicht allzulanger Zeit brachte die „Odeffaer Zeitung“ die „Ente“ u. s. w. Was er damals geschrieben, darauf besteht er auch heute noch mit eiserner Festigkeit. Die Entschuldigung, daß der Artikel nicht Eigentum der „Odeffaer Zeitung“ ist, stößt also nicht um, was „Bonaventura“ schwarz auf weiß gebrandmarkt hat. Zur Entschuldigung der „Odeffaer Zeitung“ kann nur hervorgehoben werden, daß sie — wie so viele andere Blätter — ein trauriges Opfer des Hereingefallens geworden ist.

In welcher Presse besprochener Artikel mutando mutandis

trale anhaftet, die den Verdacht erweckt, der Verfasser habe sich zum mindesten Übertreibungen zu Schulden kommen lassen.“

Damit hatten wir unsere Ansicht über die Form der Ansprache für jedermann mit hinlänglicher Deutlichkeit gekennzeichnet und glauben, daß sie selbst ein imitiertes „Bonaventura“ nun, nachdem wir sie ihm noch einmal unter die Augen gehalten, begreifen wird. Wir wollen jetzt abwarten, „ob er ehrlich genug ist, der Wahrheit Zeugnis zu geben“ und einzugesehen, daß er sich geirrt hat.

Im Übrigen haben wir — für jetzt — nur noch zu bemerken, daß uns von einem Dementi des Mezer Ordinariats nichts bekannt geworden ist.

D. Red.“

zuerst auftauchte, könnte der „Dessaer Zeitung“ verraten werden; aber die Sorge, das Blatt dürste neuerdings auf den fatalen Gedanken kommen, es werde „angerempelt“, muß jeden zurückschrecken.

Gesteht schließlich die „Dessaer Zeitung“ offen und ehrlich, ihr sei „von einem Dementi des Mezer Ordinariats nichts bekannt geworden“, so spricht das Bände. Quis potest capere, capiat! Schon früh im August l. J. ist das Dementi erschienen, wiederholt wurde es von verschiedenen Blättern angeführt, und die „Dessaer Zeitung“ — weiß nichts davon.

Wie das Blatt also sehen kann, ist ihr „imitierter Bonaventura“ wirklich „ehrlieh genug, der Wahrheit Zeugnis zu geben“, und sogar gesteht er offen ein, sich in der „Dessaer Zeitung“ gewaltig „geirrt“ zu haben. Durch Abdruck des spaltenlangen Artikels hat sich die „Dessaer Zeitung“ in ein Nest gesetzt, das nicht mit Daunen, sondern mit Brennesseln gefüllt ist. Also — doch hereingefallen!

Bonaventura.

Von Saratow nach Theodosia.

(Schluß)

An Naturschönheit steht das Tal Sudak den schönsten Gegenden der Schweiz nicht nach, an Bequemlichkeiten aber, die das Leben in unseren Tagen fordert, mangelt es leider sehr. Wer zum Vorbiß Patritschanen liebt, gemischt mit Pomidoren, zu Mittag Schaschlyk und Tscheburek verzehren, und als Nachtsich einen Welschkornkolben abnagen kann, der kann sich leicht in die Lage finden, wer aber an eine andere Küche gewöhnt ist, der stößt überall auf Schwierigkeiten. In den letzten 10 Jahren ist in Bezug auf Bequemlichkeit viel geschehen, und es ist nicht schwer vorauszusehen, daß Sudak einst einer der besuchtesten Kurorte und Winterstationen der Krim sein wird, denn wo das Meer nicht durch große Felsenberge begrenzt ist, bildet das Ufer eine Masse kleiner an Farbe und Form sehr hübscher Steinchen, die man gerne alle sammeln möchte. Da ihnen keine Erde beigemischt ist, so ist das Wasser auch kristallhell, und ladet immer wieder zum Baden ein. Ich kenne keine zweite Stelle am Südufer der Krim, die zum Baden so geeignet ist, wie die Bucht von Sudak.

Am Morgen nach meiner Ankunft stieg ich zur Kirche hinauf, eine Anhöhe von 3 Faden. Neben derselben ist eine Terrasse, die eine volle Aussicht auf Sudak, sowie einen guten Blick auf das Meer gewährt. Die Luft war rein und klar, wie ich es an der Wolga nur nach einem großen Landregen sah. Nur ein leiser Wind säufelte, und doch war das Meer sehr unruhig. Es kam das wohl von dem Gewitter her, das ich in weiter Ferne über dem Meerespiegel sah. Die Wellen brausten mit furchtbarer Gewalt gegen das Ufer, als ob sie alles verschlingen wollten. Da sieht man eine, die sich fadenhoch über die Fläche aufstirmt, und gleichsam wutentbrannt ihren Kamm mit Schaum überzieht, dort wirft sich eine andere mit schrecklichem Getöse gegen einen Felsen, so daß man meinen sollte, sie werde ihn in tausend Stücke zerschmettern. Ihre Kraft bricht sich am Ufer, und langsam fließen sie niedergedrückt zurück ins Meer, um das Spiel von neuem zu beginnen. Wer einmal seinen Blick von der Höhe eines Berges über Tal und Meer bei Sudak geworfen, der vergißt diesen Augenblick nie mehr in seinem Leben.

Hinter der Kirche erhebt sich ein zweiter auf dem ersten fußender Berg von 42 Faden Höhe. Auf der kleinen Fläche, die der Gipfel bildet, erhebt sich ein dreistöckiger Turm, in dessen Schatten ich oft saß und träumend hinausblickte auf das Meer. Obermals geht es 48 Faden steil in die Höhe, leider konnte ich den schönen Turm, der auf dem höchsten Gipfel thront, nicht erreichen, ich mußte in der Mitte des Berges umkehren, weil meine Nerven zu schwach waren, die engste Stelle zwischen Festungsmauer und Abgrund zu passieren. Obwohl jeden Tag viele Touristen da waren, habe ich doch nie gesehen, daß jemand den höchsten Gipfel genommen hätte.

Ich wohnte fast einen ganzen Monat im Kirchenhause, das zur Aufnahme des Geistlichen 2 Zimmer hat. An Sonn- und Feiertagen hielt ich in der Kirche Gottesdienst, dem die Katholiken von Sudak und der Umgegend beiwohnten. Der alte Joachim ministrierte so schön, daß jedes Wort, klar und deutlich ausge-

sprochen, von allen Anwesenden vernommen werden konnte, dabei war er so aufmerksam auf jede Handlung, daß er in vielen Kirchen den Ministranten als Muster dienen könnte.

Die Kirche ist ein Viereck mit einer darüber geworfenen Kuppel, über der das Kreuz auf dem Halbmonde aufgepflanzt ist. Das Altarbild, die schmerzhaftige Mutter Gottes darstellend, ist eine Arbeit des berühmten Künstlers Lagorio, der es zum Geschenke darbrachte. Kostbare Messgewänder und feine Kirchenwäsche, sowie auch die innere Ausstattung der Kirche liefern den Beweis, daß die Gläubigen von Sudak ihre Kirche lieben; denn freiwillige Gaben haben alles das geschaffen. Die Stelle der Orgel vertritt eine Pphzsharmonika, gleichfalls ein Geschenk eines Einwohners von Sudak.

Am 18. August machte ich einen Ausflug nach Salta, um der Weihe der neuen Kirche beizuwohnen. Die Kirche ist noch nicht vollendet, es fehlt der Turm und die innere Ausstattung. Sie ist rein im gotischen Stile gehalten, und verspricht, vollständig ausgeführt, eine Zierde Saltas zu werden. Der Architekt hat hier ein Kunstwerk geschaffen, das seinen Namen weithin verherrlichen wird. Das Hauptverdienst gebührt dem hochwürdigen Herrn Dekan Saparow, der keine Mühe scheute, um Geld für den Bau zusammen zu bringen. Beim Beginne des Baues verfügte die Baukommission nur über 8000 Rubel. Sein ganzes Tun galt der Kirche von Salta, mit der sein Namen ewig verbunden sein wird: leider legte man ihm da Hindernisse in den Weg, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Die Weihe nahm der hochwürdige Herr Dekan Saparow unter Assistenz von 5 lateinischen und 6 armenischen Geistlichen vor. Zum Hochamte hatte man mich gebeten. Der Gesang war würdig und erhaben und drückte der Weihe den Charakter hoher Feierlichkeit auf. Der Liebhaber-Chor von Salta hat gezeigt, daß er Großes leisten kann. Möge er auch fernerhin im Dienste Gottes arbeiten! Großes Verdienst um den Kirchengesang erwirbt sich der hochwürdige Herr P. R. Schäfer, der unermülich darin arbeitet, um das unblutige Opfer würdig mitfeiern zu können.

Nach dem Hochamte stellten sich mir die Katholiken von Salta vor und baten mich zu 3 Uhr zu Mittag. Zahlreich war die Tafel besetzt, und unter vielen Toakten verlief die Zeit sehr animiert. Am nächsten Tage las ich die hl. Messe um 9 Uhr, speiste zu Mittag im Kreise der Angehörigen des Herrn Hauptmann Malinowski, der die Freundlichkeit hatte, mir eine hübsche Wohnung einzuräumen. Um 7 Uhr war bei demselben Herrn in Gesellschaft aller anwesenden Geistlichen Tee. Nachher waren alle so freundlich, mich aufs Schiff zu begleiten. Der Pfarrer von Karasubazar und der Vikar von Theodosia begleiteten mich nach Sudak.

Am nächsten Sonntage (22. Aug.) wurde das Kirchweihfest von Sudak begangen unter Beisein des Herrn Dekans, des Herrn Pfarrers von Karasubazar, P. Anton, und des Herrn Vikars von Theodosia, P. Chrill, und meiner Wenigkeit. Nicht nur aus Sudak, sondern auch aus der ganzen Umgegend waren die Gläubigen zu dieser Feierlichkeit erschienen. Nach der Feierlichkeit eilten die hervorragendsten Glieder ins Kirchenhaus, wo eine große Tafel reich mit europäischen und noch mehr mit asiatischen Leckerbissen besetzt war. Patritschanen, Pomidoren, mehrere Sorten Käse, worunter Schaschkäse den Ehrenplatz einnahm, Schaschlyk, Tscheburek, kleine Seefischchen in Öl etc. wurden bei großer Munterkeit dem Munde zugeführt. Unter den Getränken nahm der Wein eine hervorragende Stellung ein. Und mit Recht, denn er kann sowohl Frankreichs, wie auch des lieben Vaters Rheines Weinen Konkurrenz machen. Aus den Kellereien Galizyns in Nowy Swät, 5 Werst von Sudak brachten Franzosen einen Wein, wie ich noch keinen getrunken. Sie stellten selbst die Behauptung auf: C'est un vin magnifique. Nach der Tafel verabschiedeten sich die Gläubigen, und am nächsten Tage verließen die geistlichen Herren Sudak, so daß ich wieder ganz allein, wie einstens der Prophet Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, auf den Ruinen der Festung von Sudak saß. Oft stand ich noch spät auf der Terrasse neben der Kirche, und lauschte dem leisen Gemurmel oder dem fürchterlichen Getöse des Meeres, das 60 Faden unter meinen Füßen sich in seiner ganzen Größe entfaltete. Der Schlaf vermochte mich nicht zu überwältigen, wenn in weiter Ferne sich ein

Schiff zeigte, das auf Sudak lossteuerte. Je mehr es sich dem Ufer nähert, desto feenhafter erscheint es durch den Glanz seiner verschiedenfarbigen Lichter. In nächster Nähe gibt es einen starken Ton von sich, den ich mit dem Brüllen eines Löwen vergleichen möchte. Das ganze Ufer wird nun belebt, und rüstet sich zum Empfange des Schiffes.

Am 8. September las ich zum letzten Male in der Kirche von Sudak die hl. Messe. Um 12 Uhr nachts begleitete mich der alte Joachim den Festungsberg hinab nach dem Landungsplatze, denn um 2 Uhr sollte aus Salta der Dampfer ankommen, mit dem ich nach Theodosia gehen wollte. Es war eine angenehme stille Nacht, die eine angenehme Seefahrt versprach, was nur derjenige zu schätzen weiß, der mal einen tüchtigen Sturm auf der See durchgemacht hat. Der alte Joachim, obnehin schon gutmütig von der Mutter Natur angelegt, war heute Nacht die Freundlichkeit und Zuverlässigkeit selbst, wozu wohl das Trinkgeld nicht wenig beigetragen haben mag. Auf ein gutes Trinkgeld mag der Alte gehofft haben, weil er mir nicht nur viele Dienste erwies, sondern auch seine ganze Wirtschaft zur Verfügung gestellt hatte, daß aber 25 Rubel in seine Hand fallen werden, das hat seine Hoffnung jedenfalls weit übertroffen. Glückliche Reise! rief er wiederholt, als ich zum Schiffe fuhr. Das Schiff wirft ungefähr 40 Faden vom Ufer Anker, und befördert und empfängt Leute und Ware auf Barkassen. Majestätisch durchschneidet das Schiff „Bachmut“ den schönen Wasserspiegel. Schon fing der Morgen an zu grauen, als wir uns dem Hafen von Theodosien näherten. Der Hafen, der der Regierung über 4,200,000 Rubel gekostet, ist wahrlich schön und kann die größten Seeschiffe aufnehmen. Nachdem meine Koffer ausgepackt waren — ein Koffer war stark beschädigt, und kleine Sachen im Werte von ungefähr 4 Rubel waren daraus verschwunden — nahm ich einen Fuhrmann, der mich ins Gasthaus bringen sollte. Ich war froh, hier, wenn auch nicht einen guten, so doch einen weit besseren Tisch zu bekommen, als es in Sudak der Fall war; denn dort wischte eine Frau aus dem deutschen Dorfe, die da als Köchin fungiert, täglich zweimal meinen Magen mit Zwiebel und Knoblauch, denen sie etwas Schaffleisch (an Fasttagen Fische) beimischte, wofür sie sich per Portion 75 Kop. zahlen ließ.

Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in Theodosia ging ich mit dem Herrn Dekan auf die Suche nach einer entsprechenden Wohnung. Eine alte Dame bot mir eine Wohnung von 5 Zimmern mit Balkon und Küche an. Ich wurde schnell mit ihr handelseinig, denn die Wohnung ist schön und gut, und hat eine Lage, wie man sie kaum besser wünschen könnte. Vom Balkon aus hat man eine große Aussicht über Stadt und Meer. Einziehen konnte ich erst am 18. Sept., weil die früheren Bewohner viele Sachen zu verpacken hatten.

Was die Zukunft bringt, läßt sich nicht voraussagen, für jetzt aber bin ich vollkommen zufrieden, daß ich Theodosia zu meiner zukünftigen Residenz gewählt habe. Abgesehen von dem prachtvollen Hafen, der das Ufer wie mit einem Goldrahmen einfaßt, ist die Stadt, die gegen 35,000 Einwohner zählt, schön zu nennen. Sie hat ein sehr hübsches Straßpflaster, gute Trottoirs, schöne Pflanzungen, die dem Spaziergänger reichlichen Schatten spenden. Ein Stadtgarten am Seufer und ein zweiter bei der katholischen Kirche tragen viel zur Verschönerung der Stadt bei.

Theodosia (= von Gott gegeben) wurde vor 500 Jahren vor Christi Geburt von griechischen Kolonisten gegründet, die hier bedeutenden Handel trieben. Später wurde die Stadt von den Hunnen unter deren Führer Attila gänzlich zerstört. Nachdem die Genuesen einen großen Teil der Krim erobert hatten, bauten sie Theodosia wieder auf. Viele Ruinen und zum Teile ziemlich gut erhaltene Türme sprechen heute noch von der stolzen Festung der Genuesen. Die Einwohnerzahl mehrte sich so sehr, daß sie schon nach 70 Jahren auf 80,000 stieg. Eine Menge großer Gebäude, worunter 17 katholische Kirchen, Kathedrale und bischöfliche Residenz, waren eine besondere Zierde der Stadt. Als die Türken im Jahre 1475 die Stadt einnahmen, verwandelten sie die Kirchen in Moscheen, und bauten prachtvolle Paläste. Sie gaben der Stadt, die unter den Genuesen Kassa hieß, die Bezeichnung Keffe, auch Krim-Stambul, oder Klein-Stambul (Klein-Konstantinopel). Als die Russen vor hundert Jahren die Krim eroberten,

wurde Theodosia zerstört, und blieb über 50 Jahren in Trümmern liegen. Nur langsam erhob sie sich nachher aus den Trümmern, so daß sie im Jahre 1883 nicht über 10,000 Einwohner zählte. Nachdem der Schienenweg dahin gelegt und der Hafen gebaut war, gab es reges Leben, besonders als den Kindern Israels die Erlaubnis erteilt wurde, sich dort anzusiedeln, und heute ist Theodosia eine schöne Stadt mit 35,000 Einwohnern. Der belebteste Ort der Stadt ist der Stadtgarten am Seufer, in dem sich ein prachtvolles Denkmal Alexander III. befindet. Zur Badesaison ist hier jeden Abend Musik. In unmittelbarer Nähe sind schöne Badeanstalten, in denen man zu jeder Tageszeit warme und kalte Seebäder nehmen kann.

Besondere Merkwürdigkeiten sind das Museum der Altertümer, auf einem ziemlich hohen Berge, der Awasowski-Straße gegenüber, gelegen, zu dem ein guter Weg führt, und die Bildergalerie des berühmten Künstlers Awasowski.

Die katholische Kirche, früher türkische Moschee, ist ziemlich groß und schön. Das Altorbild, die Himmelfahrt Marias darstellend, ist ein wahres Kunstwerk, des großen Künstlers Lagorio, der es schenkte.

Theodosia wird bewohnt von Russen, Armeniern, Türken, Tataren, Franzosen, Polen, Italienern, Deutschen, Karaim und den Söhnen Israels. Vorhanden sind 4 russische, 3 armenisch-gregorianische, 1 katholische und 1 lutherische Kirche, 1 jüdische Synagoge, 1 karaimische Kenase und 4 Moscheen. Außerdem gibt es zwei Gymnasien (ein männliches und ein weibliches), ein Lehrinstitut, eine armenische Schule, und eine 4-klassische Stadtschule mit einer Handwerker-Abteilung. Eine Stadtbibliothek mit einem Lesekabinett, eine Privatbibliothek und eine Buchhandlung. Der Hafen wird elektrisch beleuchtet.

Theodosia gehört heute zu den Handelsstädten erster Klasse am Schwarzen Meere. Alle Dampfer-Gesellschaften haben hier ihre Agenturen, und jeden Tag kommen und gehen mehrere Dampfer. Eine französische Dampfer-Gesellschaft unterhält eine regelmäßige Verbindung zwischen Theodosia, Batum und Marseilles.

Theodosia, den 15. Oktober 1904.

N. 3.

Reisebilder von P. Leonard Oberle.

(Fortsetzung).

Die Fahrt durch das Marjomeer war eine sehr angenehme. Am Sonntage um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr landeten wir im Hafen von Smyrna, in Kleinasien. Sobald die notwendige Erlaubnis zum Landen eingeholt war, verließen wir für einige Stunden unser Heim, um unsere Christenpflicht zu erfüllen. In der Kirche zum hl. Herzen Jesu hielt ich zum erstenmale hl. Messe. Nach Beendigung derselben wurde ich von den Lazaristen-Patres zum Kaffee eingeladen, während meine beiden Pfarrangehörigen zu Schiffe gingen. Die beiden Studiosi machten einen kleinen Ausflug in die nahen, hohen Berge. Bei Tisch leistete mir der Sakristan Gesellschaft. Eine arme Unterhaltung; denn mit meinen anderthalb Wörtern Französisch konnte ich nicht weit ausgreifen. Doch der gutherzige Laienbruder sprach mir so liebevoll zu, daß ich wirklich Appetit bekam. Bezahlt wird nichts. Beim Durchgang durch die Klosterhallen bemerkte ich in einem Zimmer, daß einige Damen verschiedene Sachen auf einem Tische auseinander legten, die für eine Armenlotterie bestimmt waren. Dies bot mir Gelegenheit, den guten Patres ihre Gastfreundschaft zu vergüten, ich richtete jedoch damit nichts aus, denn nun kam die Einladung von P. Prior zum gemeinschaftlichen Mittagessen.

In dem Physikalischen Kabinette des Klosters traf ich den ersten deutschen Pater. Bei einer guten Havana verlief die Zeit unvermerkt schnell. Ich entschuldigte mich, daß ich so wenig Zeit habe, denn das Schiff steht hier nur kurze Zeit; es half nichts. Man schickte sogleich den Agenten des Klosters an Bord und erkundigte sich genau nach der Abfahrt. Punktum zwei hieß es. Also wir haben noch Zeit. Unterdessen zeigte mir Pater Jung seine Leistungen, bis die Glocke uns zum Mittagessen rief.

Bevor wir das Refektorium betraten, ging's in die anstehende Hauskapelle, um das Gewissen zu erforschen. Bei Tisch wird nicht gesprochen, sondern etwas vorgelesen, wie bei uns im Seminar. Alle nahmen ihre Plätze ein und nun wurde das Tischgebet



Japanischen Unterhändler auf den Vorposten bei Port-Arthur.

gesprochen; nachdem wurde ein Kapitel aus der hl. Schrift und ein Abschnitt aus dem Martyrologium vorgelesen, worauf alle antworteten: „Gott sei Dank!“ Nun erhob sich der Prior und gab das Zeichen, heute bei Tisch sprechen zu dürfen. Nach Beendigung der Mahlzeit ging's in den Bibliotheksaal, wo Vikör und Kaffee serviert wurden. Diesen Augenblick kann ich niemals vergessen. In einer so lieben, frommen Gesellschaft zu weilen, rechne ich für das größte Glück auf Erden. Das Menschenherz ist zu klein, die Gefühle zu fassen, die durch den bloßen Anblick dieser heiligmäßigen Gottesmänner angeregt werden.

Der Abschied war ein sehr herzlicher. Zwei deutsche Patres begleiteten mich bis zum Meeresufer. Mit wehmütigen Herzen verließ ich die Stadt, berühmt durch den hl. Bischof und Martyrer Polycarp.

Um zwei Uhr wurden die Anker gelichtet, und unser Schiff steuerte durch das Mittelmeer dem Reiche der Hellenen (Griechenland) zu. Frühe am dritten Tage landeten wir in der Hafenstadt von Athen—Piräus. Ein duftiger Nebelschleier lag über dem Meerespiegel. Wir verließen das Schiff, um der alten berühmten Gelehrtenstadt Athen per Bahn einen kurzen Besuch abzustatten. Kaum fühlten wir trockenes Land unter den Füßen, so wurden wir wiederum von lästigem Gefindel eingeschlossen. Wir nahmen nur Begleitung bis zum Bahnhof; denn das Sprichwort unseres seligen Geschichtsprofessors (graeca fides, nulla fides) fand heuer seine Anwendung. So fuhrten wir per Bahn eine halbe Stunde durch ein spärlich bewachsenes Feld. Hier und da wächst vereinzelt die Fächerpalme. Die Felder sind von stacheligem Kaktus umsäumt. Europäer haben von beiden Seiten des Weges ihre Fabriken. Von Bequemlichkeit ist hier nicht zu sprechen. Ein Stationsgebäude müssen die Griechen erst noch bauen. Wir mieteten eine Kutsche. Was die Fuhrleute im Morgenland anbelangt, so stehen diese auf einer viel höheren Stufe als die unsrigen.



Russische Soldaten in japanischer Gefangenschaft.

So ein elendes Fuhrwerk wie in unseren Städten findet man da nirgends. Schöne, bequeme Wagen, gut gehaltene Wagen, gut gehaltene Pferde. Das Sitzkissen ist, wie bei uns die Möbel in den Salons, mit dem feinsten Weißzeug überzogen. So nachlässig der Fuhrman an sich selbst ist, so eine peinliche Reinlichkeit hält er an seinem Zweigespann. Athen ist eine schöne Stadt mit vielen reichen Kaufläden. Die griechische Kathedrale ist ein schönes großes Gebäude und reich ausgestattet. Welche Größe, Höhe und Schönheit erreichen hier die Palmen und besonders die Oleander, die hier zu Lande nicht in der Gefangenschaft, wie bei uns, sondern in Gottes freier Natur wachsen. Wir fuhrten bergauf, um die alten, berühmten heidnischen Marmortempel zu besuchen. Der Weg dahin ist mit Pfefferbäumen eingesäumt, die hier in üppiger Pracht prangen.

Wir kamen zuerst an ein altes Theater von Dionysius. Dieses besteht aus einem Halbkreis ohne Dach und Umfassungsmauer. Der Zuschauerraum schmiegt sich an einen Bergabhäng und besteht aus vielen Sitzreihen. vorn einige kunstvolle Sessel aus dem feinsten Marmor für die Opferpriester und die höchsten Würdenträger, auch die übrigen Sitzbänke sind aus Marmor gearbeitet. Nur von der Westseite ist die Bühne von einer niedrigen Marmormauer geschützt, an der viele griechische Götter in Reliefarbeit noch deutlich zu sehen sind.

Von da aus stiegen wir bergauf zum Tempel des griechischen Heilgottes Askulap, von dem der Zahn der Zeit nur noch eine Höhle, wo die Opfertiere geschlachtet wurden, übrig gelassen hat. Unausstehlich war die Sonnenhitze hier zu Lande. Um nicht dem Fieber in die Arme zu geraten, mußten wir, nachdem wir etwas schlechtes, aber eiskaltes Wasser für Geld erhalten, die Kulturstätte verlassen.

Nun galt's, alle seine Kräfte in Anwendung zu bringen, um den Gipfel des steilen Berges zu erklimmen, und wir standen vor



Ein Kosakenangriff.

den weltberühmtesten Göttertempeln. Auch diese Weltwunder sind von der Zeit stark mitgenommen. Daß die Griechen keinen Kostenaufwand scheuten, davon legen die Überreste heute noch ein lautes Zeugnis ab. Hier sehen wir nun mit eigenen Augen die berühmte tempelreiche Akropolis. Im Vordergrund die große mit einem Mittelweg für die Opfertiere versehene Marmortreppe, die zum Torgebäude der Propyläen emporführt, rechts an diese sich anlehnend, der sogenannte Nisepyrgeos mit dem zierlichen der Athena Nika geweihten Tempel. Im Südtail lag das Heiligtum der Artemis Brauronia (ohne Tempel) und die Chalkotek (Raum für kleinere Geschenke.) Der mächtige von Westen nach Osten gerichtete Tempel ist der Parthenon; nordwestlich davon stand die Kolossalstatue der Athena Promachos. An die Nordmauer lehnt sich das Erechtheion; südlich davon stand der Zeusaltar, zwischen dem Erechtheion und dem Partheon befand sich der alte, von den Perfern zerstörte, später wiederhergestellte Tempel der Athena Polias. Das Burgblattnaus war außerdem, wie man sieht, mit kleineren Heiligtümern, Weihgeschenken, Bildsäulen reich bedeckt. Auf der Seite des Bergabhanges wird das Gefängnis des weisen Sokrates gezeigt. Bei keinem heidnischen Volke erreichte der Götterkult eine solche Höhe, wie bei den Griechen; besonders enthielt nach dem Zeugnisse des Livius und Pausanias Athen allein mehr Statuen, Göttertempel und Sazellen, als das übrige Griechenland. Athen war nach dem Ausdrucke Xenophons ein einziger Altar und Opferplatz.

Das Schönste und Kostbarste, was die vollendete menschliche Kunst zu schaffen vermochte, wurde hier aufgeboden, um, wenn auch falsche Götter, zu ehren und zu verherrlichen. Wie weit hier die Götterverehrung ging, geben die Altäre, die sogar unbekanntem Götter errichtet wurden, Zeugnis. Es lag nicht in der Absicht der Stifter solcher Altäre, den einen wahren Gott zu verehren, weil ihn ja das Heidentum nicht kannte; es war vielmehr die Furcht, irgend ein göttliches, mächtiges Wesen unverehrt zu lassen und dadurch sich dem Zorne und der Rache desselben auszusetzen. Dies religiöse Streben benutzte der große Völkerapostel Paulus, um darin die Lehre von dem den Athenern unbekanntem wahren Gotte zu pflanzen.

Da unser Schiff nur kurzen Halt machte, so war es uns nicht vergönnt, länger hier zu verweilen. Auf dem Rückwege besuchten wir ein Museum, wohin noch manche bedeutende Überreste gerettet wurden, aber leider zu spät. Der quälende Durst trieb uns an, da — der erste Zug sauste pfeilschnell an uns vorüber. Wir stillten unseren Durst, und der zweite Zug stand bereit, uns aufzunehmen. Nun steuerten wir dem Lande der Pharaonen zu. Die

Fahrt ließ nichts zu wünschen übrig, nur hie und da ein leises Seufzen, denn wir mußten uns hier am Landungsplatz für immer von unserer lieb gewonnenen Reisegesellschaft trennen. In der Nähe des Hafens von Alexandrien nahmen wir den Piloten an Bord, der unserer „Königin“ sicheren Eingang gewährte. Hier im großen Hafen liegt die Kriegsflotte des Chedive und Hunderte von Schiffen aller Handel treibenden Völker. Riesige Dzeandampfer vielbemastete Segler, Böte und Rähne zeigen uns an, daß wir uns hier an einem sehr bedeutenden Handelsplatze befinden.

Trachten im bunten Farbgemisch, von der einfachen Kleidung des Europäers, bis zur farbigen des Eingeborenen können wir sehen. Verschleierte Frauen, Sklaven in einem bloßen Hemde, Türken, Araber, Griechen, Kopten, lärmende Gassenbuben begegnen uns. Alles offenbart uns hier, daß wir im Morgenland sind, aber nicht als gebietender Herr, sondern als gefügiger Knecht. Fränkische Sitten, fränkische Kultur, fränkische Laster überwiegen. Unweit der Stadt ergießt sich ein Armfluß des Nil ins Meer, daher auch das trübe Wasser im Hafen.

Sobald das Schiff angeankert war, verließen alle Passagiere dasselbe und begaben sich in die Stadt. Wir zögerten längere Zeit und konnten uns nicht entschließen, zu bleiben oder fortzugehen. Wir suchten schneller fortzukommen, aber es war kein Schiff, das uns an Bord nehmen wollte. In Alexandrien und in der Umgegend herrschte die Pest, deshalb vermied man alles, um der Quarantäne nicht in die Fangarme zu laufen. Wenn es mit der Pest auch nicht so ernst war, so wurde doch das Gerücht sorgfältig aufrecht erhalten, sie sei wirklich da; denn das Sanitätskomitee, eingesetzt von der Hohen Pforte, hat ja bei solchen Gelegenheiten einen fetten Wissen vor sich. Daß die türkischen Beamten auch immer dessen bedürftig sind, ist ja weltbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Schlechte Gesellschaft.

„Eifere schlechten Leuten nicht nach, und wünsche nicht mit ihnen umzugehen.“
(Sprüche, 24, 1.)

Als Seker in einer Typographie verrichtete Schuler (Кы-ловъ) pünktlich seine Arbeiten. „Blaue Montage“ hatte er keine. Wohl wurde er öfters von seinen Kameraden in der Druckerei zum Schnäpschen angehalten, widerstand jedoch beharrlich. Wie sehr man ihm auch den Reiz eines vergnügten Lebens schilderte, er fand keinen Gefallen daran. Selbst der Spott

seiner Kameraden, die ihn nur „Memme“ nannten, brachte ihn von seiner Ansicht nicht ab. In den Freistunden las er fleißig gute Bücher. Seine Einbildung malte ihm einen Muster-Jüngling aus, welches Vorbild er mit allen Kräften zu erreichen strebte. Als Grundlage legte er die Reinheit vom Schmutze fleischlicher Begierde. Auf diesem Fundament wollte er sein zukünftiges Glück aufbauen. Sein mächtiges Leben ermöglichte es ihm, einige Groschen in die Sparkasse zu legen, und die Pünktlichkeit trug ihm Lob und Achtung seiner Dienstherrn ein. Wer würde einen solchen Arbeiter nicht schätzen. Kein Wunder also, daß sein Herr ihm das beste Zeugnis ausstellte, als er eines Tages heimlich befragt wurde, welcher Aufführung Shulew sei. Die Frage stellte nämlich eine ehrbare Bürgerfrau, und man vermutete gleich eine Heirat. So war es auch. Shulew hatte „seine“ Olga gefunden. Die bildschöne Olga hatte soeben die Schule beendet und war die jüngste Tochter einer ehrbaren Bürgerfamilie. Den Eltern schien Shulew zu gefallen. War er auch nicht reich, so doch ehrlich, fleißig, anständig. Mit Recht konnten sie annehmen, Shulew werde sich weiter emporarbeiten und mit ihrer Tochter glücklich werden. Immerhin übereilten sich die zukünftigen Schwiegereltern nicht. Längere Zeit behielten sie sich unter verschiedenen Vorwänden zur Prüfung vor. Erst nachdem sie aus eigener Erfahrung Shulew als tüchtigen Mann kennen gelernt hatten, gaben sie das Jawort zum Eheband. Shulew nahm Wohnung bei seinen Schwiegereltern, die auf ihren Tochtermann stolz sein konnten. Die jungen Leute lebten einig und zufrieden, hatten ihr gutes Auskommen und waren überglücklich, als der Storch ihnen ein junges Töchterlein ins Haus brachte. Nun schien es, daß dem Unfrieden für immer der Eintritt versagt sei. Sicherlich, wenn Shulew ihn nicht gerufen hätte.

Shulew dachte sich, es sei nicht gerade männlich gehandelt, wenn er immer an den Hockschößen seiner Olga hänge. Er wolle doch nicht weibisch werden. Dann und wann ein Stündchen sich mit seinen Kameraden zu unterhalten und mit ihnen ein Fläschchen zu leeren, könne doch nicht schaden. Es sei das doch noch keine Ausschweifung. So kam es, daß Shulew abends nach beendeter Arbeit nicht heimkehrte. Früher hatte er sich immer nach dem Augenblick geseht, wo er die Seinigen sehen konnte; jetzt ging er mit seinen Kameraden anderswohin. Anfänglich zwar selten, dann aber immer öfters. Die gute Olga merkte nur zu gut die Veränderungen ihres Mannes. Ein vielsagender Blick von ihr strafte Shulew bei seiner Heimkehr, blieb jedoch ohne Wirkung. Die Kameraden Shulews triumphierten und ließen ihren neuen Trinkgesellen hoch leben. Mit Shulew ging's immer weiter bergab. Was ihm früher zum Ekel gewesen war, daran fand er jetzt sein Vergnügen. Er hielt es nicht mehr unter seiner Würde, stark angetrunken in der Familie zu erscheinen. Mit Olga war er dann nicht zufrieden. Er machte ihr unbegründete Vorwürfe. Gab sie ihm dann Antwort, wenn auch in milder Weise, dann wurde er erst aufgebracht. Shulew polterte und schrie, Olga sei schuld an seinem Unglück, verhe ihre Pflicht als Hausmutter nicht u. dgl. Wies sie diese Anschuldigungen zurück, dann geriet er außer sich, und einmal ergriff er sogar die geladene Flinte und feuerte sie auf Olga los. Zum Glück ging der Schuß fehl, und Olga blieb unverletzt.

Der Familienfrieden war hin. Immer düsterere Wolken von Schwermut und Trauer stiegen über Frau Shulewa empor. Trotzdem blieb sie ihrem Manne zugetan. Durch Liebe und Geduld gedachte sie ihn wieder für sich zu gewinnen. Unangenehmen Wortwechsel suchte sie zu vermeiden. Die Vorwürfe beantwortete sie mit Schweigen. Alle anständigen Wünsche ihres Mannes bemühte sie sich zu erfüllen. Shulew blieb griesgrämig. Der Zunder war da. Es fehlte nur noch der Funken, und die Flamme mußte auflodern. Shulew hatte sich so an seine unsaubere Gesellschaft gewöhnt, daß er sogar seinen Dienst dadurch versäumte. So am 9. November 1903. An diesem Tage wollte er, tüchtig angetrunken, mit seiner Frau ins Theater gehen. Olga war damit einverstanden. Shulew verlangte nun, sie solle mit ihm zuerst bei einem seiner Kameraden angehen, der ebenfalls das Theater besuchen wolle. Olga erwiderte ganz ruhig, sie halte das für unnötig, da Shulew den Freund ja im Theater treffen werde. Diese besonnene Antwort brachte Shulew außer Fassung. „Ei was!“ rief er aus, „Du versauerst mir jedes Vergnügen,“ ergriff die Flinte — ein Knall, und Olga stürzte zu Boden. Auf ihren fürchterlichen Schrei liefen die Hausleute zu-

saamen. Shulew war plötzlich ernüchtert. Er kniete neben seiner bewußtlosen Frau am Boden und rief ein um das andere Mal: „Das wollte ich nicht tun! Das wollte ich nicht tun!“ Es war aber geschehen. Man brachte das Opfer seines Zähzornes ins Krankenhaus. Der Arzt übte seine Kunst. Olga war aber beinahe immer bewußtlos und gab am zweiten Tage ihren Geist auf, nachdem zuvor noch die Entbindung von einer Frühgeburt eingetreten war. Shulew konnte das Bewußtsein nicht los werden, einen doppelten Menschenmord begangen zu haben. Unlängst hatte sich Shulew vor dem Kiewer Kriminalgericht zu verantworten. Der Unglücksfall hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er scheint seinen 25 Jahren im Alter weit vorausgeeilt zu sein. Seine Frau habe er immer geliebt, gab er vor, und ihr durchaus nichts Böses zufügen wollen. Den Schuß habe er in voller Unüberlegung getan und be-daure das Unglück. Das Gericht betrachtete den Fall auch wirklich nicht als einen vorsätzlichen Mord, sondern als eine in der Aufregung zugefügte Verletzung, die den Tod zur Folge hatte, und verurteilte Shulew mit Bezug auf das Manifest vom 11. August d. J. zu zwei Jahren in die Arrestantenabteilung. „Eifere schlechten Leuten nicht nach, und wünsche nicht, mit ihnen unzugehen.“
Hieronymus.

Nikolai Petrowitsch Linewitsch,

der zum Kommandierenden der 1. Mandchurischen Armee ernannte General der Infanterie, bisher Kommandierender der Truppen des Priamur-Militärbezirk und Hetman der Priamur-Kosakentruppen, ist am 24. Dezember 1838 geboren und hat die Feldzüge von 1859, 1860—1864 und 1877—1878 mitgemacht, wobei er, ausgezeichnet mit dem St. Stanislaus-Orden 2. Klasse mit Schwertern, dem St. Georgs-Orden 4. Klasse und dem goldenen Säbel mit der Aufschrift „Für Tapferkeit“, zum Oberst befördert wurde. Im russisch-türkischen Kriege von 1877—1878 wurde er verwundet. Nach dem Kriege kommandierte er die 2. Transkaspische Schützenbrigade und wurde im Jahre 1895 zum Kommandierenden der Truppen der Süduffurifikation und im Jahre 1900 zum Kommandeur des 1. Sibirischen Armeekorps ernannt. Bei der Unterdrückung der chinesischen Wirren hat sich General Linewitsch be-kanntlich besonders hervorgetan. Bei der Einnahme von Peking führte er den Oberbefehl über das 15,000 Mann starke internationale Detachement und errang eine Reihe glänzender Siege, wofür er durch Verleihung des St. Georgs-Ordens 3. Klasse ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1903 wurde Linewitsch zum Kommandierenden der Truppen des Priamur-Militärbezirk und Hetman der Priamur-Kosakentruppen ernannt. Im Jahre 1899 erfolgte seine Beförderung zum Generalleutnant und in diesem Jahre seine Beförderung zum General der Infanterie.

Wie die polnische Blätter melden, ist General Linewitsch polnischer Herkunft und katholischer Konfession.

Baron A. W. Kaulbars.

Über den zum Kommandierenden der 3. Mandchurischen Armee ernannten Baron A. W. Kaulbars entnehmen wir den Berichten Odeßer Blätter folgendes: Baron A. W. Kaulbars ist 60 Jahre alt. Im Jahre 1863 erhielt er den ersten Offiziersrang. Er absolvierte die Nikolai-Akademie des Generalstabes. 1884 wurde er zum Generalmajor und 1894 zum Generalleutnant befördert. Verhältnismäßig nicht lange her ist es, daß er seine Beförderung zum General der Kavallerie erhalten hat. Er hat die Feldzüge von 1863, 1871, 1873 und 1877—1878 mitgemacht, wobei er 1871 verwundet wurde. Baron Kaulbars ist mit allen russischen Orden bis zum Alexander-Newski Orden einschließlich, desgleichen mit einigen ausländischen Orden ausgezeichnet worden.

1870 bereifte A. W. Kaulbars die russisch-chinesische Grenze, erforschte viele Gebirgshöhen, und ein Jahr darauf besuchte er das westliche China. Die Teilnahme an dem chinesischen Kriege gab dem General die Möglichkeit, sich mit der Mandchurei bekannt zu machen, weshalb ihm der gegenwärtige Kriegsschauplatz durchaus nicht fremd ist.

Vom Kriegsschauplatz.

Die vergangene Woche hat keine Nachrichten über ernstere Vorfälle im fernen Osten gebracht. Ein Korrespondent des Berl. Tagebl., welcher sich bei dem russischen Hauptquartier befindet, berichtet aus Mukden, daß der Gedanke, Port-Arthur von der Landseite aus zu befreien, gegenwärtig gänzlich aufgegeben worden sei und die ganze russische Armee ihre Winterquartiere beziehe. Die Truppen befinden sich größtenteils in Dörfern, und nur ein unbedeutender Teil weilt noch im Feldnachtlager. Die in Erdhütten wohnenden Leute sind gut gegen die Kälte geschützt. Das Wetter ist schön; nachts stellen sich starke Fröste ein, dagegen ist es tags warm und sonnig. Die Chinesen strömen massenhaft von allen Seiten nach Mukden. Man hat mitunter Gelegenheit, herzzerreißende Auftritte zu beobachten. Die Chunchulen entfalten allmählich ihre Tätigkeit und nehmen zu an Zahl.

Der Petersburger Korrespondent des „New-York-Her.“ macht seinem Blatte die Mitteilung, daß Mitte November Kuropatkin eine Armee zur Verfügung stellen werde, welche nach den allernäuesten Berechnungen aus 550 tausend Mann bestehen werde. In dieser Zahl sei die Wladiwostok-Abteilung enthalten, welche aus 32 tausend Mann bestehe, sowie die Truppen, welchen die Bewachung der Eisenbahn obliege. Die Stärke der Truppen Kuropatkins, welche für den Kampf in Betracht kommen könnte, würde sich auf 450 tausend Mann belaufen. „Rusj.“

Ein Eigenbericht der Russischen Telegraphenagentur vom 29. Oktober meldet, daß Chinesen aussagen, der Rücken der japanischen Armee sei von Truppen fast entblößt. In Zinkau, Haitshen und Katschou befänden sich nur kleine Garnisonen. Tjaojang werde fortwährend stark besetzt, auch werden Belagerungsgeschütze dorthin gebracht.

Berichte aus Tschifu enthalten Einzelheiten über den letzten Sturm auf Port-Arthur. So sehr dieselben auch in Widerspruch stehen und manche Undeutlichkeiten aufweisen, so bestätigen sie doch, daß die Japaner keine wichtige Erfolge erzielten, dabei aber wiederum 20,000 Mann verloren. Die vor dem Fort Erlungshan angelegten Laufgraben sollen jedoch die Japaner nach 35 Minuten langem blutigem Kampfe tatsächlich in Besitz genommen haben, während unsere schwache Besatzung der fünfzigfachen Übermacht weichen mußte.

Wie eine Neutermeldung vom 29. Oktober (11. Nov.) aus Tokio befagt, hat der Mikado die Regierung bevollmächtigt, eine auswärtige Anleihe von 12 Millionen Pfund Sterling aufzunehmen. In Tokioer Finanzkreisen haben die ungünstigen Bedingungen, unter welchen die Anleihe aufgenommen werden soll, eine Enttäuschung hervorgerufen.

Preßstimmen.

Die Ernennung des Generals N. B. Linewitsch zum Kommandierenden der 1. und des Generals A. W. Kaulbars zum Kommandierenden der 3. Mandschurischen Armee begrüßend, führt der „Swet“ aus: „Man muß dies denkwürdige Ereignis von ganzem Herzen begrüßen. In ihm sehen wir die Bürgschaft unseres Erfolges und den festen Entschluß, um jeden Preis das Wort des Allerhöchsten Reskriptes zu verwirklichen: festen Fuß an den Küsten des Großen Ozeans zu fassen. Von jetzt an wird General Kuropatkin, mit dem höchsten Vertrauen des Kaisers bekleidet, zu seiner Verfügung völlig genügende Kräfte haben, um das gesetzte Ziel zu erreichen. Alle drei Armeen, von unseren hervorragenden Generalen Linewitsch, Grippenberg und Kaulbars geführt, werden kühn auf das eine große Ziel losgehen, die japanischen Massen des Marschalls Oyama aufs Haupt zu schlagen. Der schwere Wirrwarr ist verschwunden. Es ist beinahe die erste rein defensive Periode des Krieges beendet. Mit jedem Tage werden unsere Kräfte wachsen, und wenn alle drei Armeen endgültig hergestellt sein werden, dann wird die Stunde der Bezahlung für den 27. Januar (nächtlicher Überfall auf das Geschwader von Port-Arthur), für Turenshen und Wafangou schlagen. Mit fester Hoffnung, mit unendlichem Vertrauen warten wir ruhig die kommenden Ereignisse ab, nicht einen Augenblick an dem Enderfolge zweifelnd. Mit uns ist Gott!“

Unter der Überschrift: „England und Afghanistan“ schreibt die „Schlesische Zeitung:“ „Die Wendung der Dinge in Afghanistan trifft merkwürdig zusammen mit den jüngsten Kriegsdrohungen Englands gegen Rußland, die von einer so hochgradigen Nevosität zeugen, daß man an besondere, längst im stillen bohrende Sorgen denken möchte. Man steht vor einem Rätsel. Die Engländer können doch unmöglich über Nacht vergessen haben, eine wie große Gefahr für Indien der Vormarsch des kriegsbereit an der afghanischen Grenze stehenden russischen Heeres heraufbeschwören würde. Sollte man in England in dem Wahn befangen sein, daß Rußland nicht die Kraft besitze, gerade da Krieg zu führen, wo es von jeher am besten vorbereitet war? In Ostasien war Rußland nicht vorbereitet, es wollte den Krieg mit Japan nicht; aber in Mittelasien ist es vorbereitet, und dorthin gehen, während alle Welt nur nach Ostasien schaut, fortgesetzt Verstärkungen. Die englische Regierung weiß das, und sie weiß es zu deuten. Ihre Sorge ist aber um so größer, als gerade jetzt die Neigung des Emirs von Afghanistan zu Rußland immer offener, man könnte sagen, demonstrativ hervortritt. Ihre Bemühungen, ein besseres Verhältnis zu Afghanistan herzustellen, sind ziemlich schroffer Ablehnung begegnet.“

Zu der Wiederwahl Roosevelts äußern sich die „Nowosti“, der Sieg Roosevelts sei nicht nur für die Vereinigten Staaten von wichtiger Bedeutung sondern auch für die ganze Welt: „Von jetzt an müssen noch mehr als früher alle Mächte mit der großen transatlantischen Republik rechnen, welche schon imstande ist, die Bekundung ihres Einflusses, ihrer Macht nicht nur auf Amerika zu beschränken, sondern die ihre Einmischung in würdiger Weise überall dort aufrecht erhalten kann, wo sie dies ihren Interessen entsprechend findet. Der Ausgang dieser Wahlen wird noch mehr die jetzige Politik der Großmächte befestigen, die sich auf die allgemeinen Rüstungen gründet.“

Korrespondenz.

Dutnikowo, Gouv. Zekaterinoslaw, den 23. Oktober 1904.
Am 12. Oktober wurde hier auf den Titel „Maria Himmelfahrt“ die neuerbaute katholische Kirche eingeweiht. Die Weihe vollzog der Hochw. Herr Dekan P. B. Hartmann aus Zekaterinoslaw in Beisein der Herren P.P.: J. Hoffmann, E. Simon, A. Gabel, M. Zagulow, Hazenbölller, A. Desch und Fr. Kuhn. Nach der Weihe zelebrierte Herr Dekan ein feierliches Messopfer, bei welchem als Diakon und Subdiakon die P.P. Hazenbölller und Desch dienten. Während des hl. Messopfers wurde eine zweistimmige Messe von Haller gesungen. Herr P. E. Simon hielt die Festrede „Vom Tempel Gottes.“ Der Feier wohnte eine Menge Volkes bei aus verschiedenen Gegenden der Krim, Molotschna, Kotschubej, Charkow und sogar aus Samara. Wie freuten sich da die Kantriner und allen voran unser Hochw. Herr P. Kuhn! Zwei Jahren sind es her, daß der Grundstein gelegt wurde, und heute steht die neue Kirche schon fertig da, zwar noch ohne innere Ausschmückung, was jedoch ihre Schönheit nicht beeinträchtigen kann.

Ein Freund.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. Die Weihe des Hochw. Herrn Kanonikus Joseph Kessler zum Bischof hat am 28. Oktober in der römisch-kathol. St. Katharinenkirche in Petersburg stattgefunden. Am 5. Nov. um 12 Uhr 14 M. mittags trifft Se. Excellenz in Saratow ein. Ausfühlicheres bringen wir in der nächsten Nummer.

— Auf eigenes Ersuchen hat der Prokurator des römisch-katholischen geistlichen Kollegiums, Wirklicher Staatsrat Korenew, seinen Abschied vom Amte erhalten.

— Laut Allerhöchstem Befehl vom 23. Oktober wurden aus dem Kreise Saratow 86 Offiziere der Reserve einberufen, von denen 66 ihre Bestimmung nach dem Kaukasus erhielten; was die anderen 20 Offiziere betrifft, so werden dieselben wahrscheinlich dem Stabe des Kasaner Militärbezirkes zugezählt werden. Unter der Zahl der letzteren befindet sich auch der Lehrer der hiesigen katholischen Kirchenschule Alexander Maier.

Über die Befreiung mancher Reservisten,

welche in den aktiven Dienst einberufen sind, ist in den „Sub. Wedom.“ folgende Auseinandersetzung des H. Gouverneurs abgedruckt.

Von den Reserveunteroffizieren, welche sowohl bei der stattgefundenen teilweisen Mobilisation einberufen, als auch von solchen, welche nicht einberufen worden sind, vorzüglich aus dem Kreise Serdobsk, laufen bei mir viele Bittschriften ein, worin die Bittsteller um Vergünstigung 1. Kategorie gemäß ihren Familienverhältnissen, sowie um Befreiung vom aktiven Dienst oder Ausschließung aus der Reserve nachsuchen.

Infolgedessen bringe ich zur allgemeinen Kenntnis, daß die Vergünstigungen gemäß den Familienverhältnissen vom Gesetz nur für jene festgesetzt sind, welche zur Leistung der allgemeinen Wehrpflicht einberufen werden; für die Reserveunteroffiziers dagegen sind solche Vergünstigungen nicht eingeräumt, und werden dieselben ohne Rücksicht auf ihre Familienverhältnisse in Dienst aufgenommen, falls sie nur nach der ärztlichen Untersuchung als für den Dienst tauglich anerkannt werden, weshalb weder die Befreiung vom Dienst der Reservisten aus Rücksicht auf deren Familienverhältnisse, noch die Ausschließung aus der Reserve aus demselben Grunde, zulässig ist.

Infolge der verhältnismäßig unbedeutenden Anzahl der Reservisten aber, welche in dem gegenwärtigen Kriege mit Japan erforderlich sind, ist die Verordnung getroffen, wonach erstens Reservisten älterer Dienstjahre, welche bei der Mobilisation in Dienst getreten sind, falls ein Teil der Truppen die Reise nach dem Kriegsschauplatz noch nicht angetreten hat, befreit werden können, und zwar in jenem Fall, wenn in der Folge Leute späterer Dienstjahre (aus der Zahl der Retirierten, Kranken, Nichterschienenen u. s. w.) aufgenommen werden, und zweitens werden Reserveunteroffiziers, welche als einzige Arbeiter in der Familie dastehen, die mehr als zwei arbeitsunfähige Glieder zählt, worüber auf ihren Einberufungskarten von dem Adelsmarschall eine Anmerkung gemacht wird, von dem Militärchef in ein besonderes Kommando aufgenommen, und sollte beim Schluß der Mobilisation eine die erforderliche Norm übersteigende Anzahl Reservisten vorhanden sein, so werden die Überzählenden von dem Militärchef aus dem Reservekommando entlassen.

Da die Befreiung der Reservisten vom Dienst, auf Grund dieser Regeln, der Militärbrigade übertragen ist, so sind die betreffenden Anzeigen und Beschwerden auch an diese zu richten.

Neuerung in der Übersendung der Pässe.

Die Übersendung der Pässe durch die Polizei ist vom Minister des Innern aufgehoben worden. Die Stände-Institutionen werden solche Dokumente hinfort den betreffenden Eigentümern direkt zuschicken, wobei der Versand per Post unentgeltlich geschehen soll. Diese Neueinführung ist berufen, die bisher in der Besorgung von Pässen für die Arbeiterbevölkerung mit so viel Zeitverlust verbundene Formalität zu vereinfachen.

Der Statthalter Sr. Kaiserlichen Majestät im fernen Osten,

Generaladjutant Admiral G. S. Alexejew, traf am 28. Oktober in Petersburg ein. Schon am Vormittage hatten sich große Gruppen versammelt; eine große Volksmenge hatte den Perron des Nikolaibahnhofes gefüllt, dichte Massen drängten sich auf dem Snamenskiplaz und zu beiden Seiten des Newski-Prospektes. In den Kaiserlichen Gemächern des Bahnhofes war eine Masse hochgestellter Personen versammelt, Admirale, Generale und Beamte des Marineministeriums. Gegen 9 Uhr abends fuhr der Zug ein. Der Statthalter schritt die zum Empfang versammelten hochgestellten Personen ab und sprach mit allen. Als er nach den Kaiserlichen Gemächern schritt, empfing ihn das Publikum mit einem donnernden, langanhaltenden Hurra.

„Pet. Her.“

„Kuroki“ gehängt.

Am 18. Oktober sammelten sich, nach einer Mitteilung des „Samariski Kurjer“ bei der Station Tscheljabinsk Schulkinder, um „Krieg“ zu spielen. Kuropatkin war gefangen genommen, doch bald rückte eine Verstärkung heran; Kuropatkin wurde befreit, und die „unsern“ nahmen ihrerseits Kuroki in Gefangenschaft.

Man bildete einen Kriegsrat und verurteilte Kuroki zum Tode durch den Strang. Ein Strick war bald aufgesucht — der Galgen stand bereit, und nach einiger Zeit hing der „zehnjährige Kuroki“, unter krampfhaften Zuckungen mit dem Tode ringend, in der Schlinge.

Das Kriegsgericht und die beiden feindlichen Parteien stoben im Augenblicke nach allen Richtungen auseinander.

Nachdem dieser Vorgang zufällig lautbar geworden, konnte der herbeigeeilte Arzt nur noch den Tod des vorzeitig verendeten Knaben feststellen.

Tragische Vorfälle.

Während der Mobilisation in Gostynin, Gouv. Warschau, gewährte der zeitweilige Stellvertreter des Militärchefs, Obristleutnant Oswonkowi, 26 Reservisten einen kurzen Urlaub, indem er sie verpflichtete, am nächsten Morgen um 5 Uhr sich wieder pünktlich einzustellen. Die Unpünktlichkeit der Beurlaubten regte den Obristleutnanten so auf, daß er, aus der Kaserne zurückgekehrt, seinem Chef einen Bericht niederschrieb und sich durch eine Kugel das Leben nahm. Bald darauf erschienen die Beurlaubten alle bis auf den letzten Mann.

Man kann sich den Schrecken vorstellen, als sie bei ihrer Ankunft von dem unglücklichen Vorfalle in Kenntnis gesetzt wurden.

In Tschernostochow des Gouvernements Petrowka machte es sich ein Reservist oben auf dem Dache eines Waggons bequem, da er im Waggon selbst keinen Platz mehr vorfand. Als der Zug einen Viadukt passierte, wurde der Unglückliche zu Tode gedrückt.

In Dombrowo desselben Gouvernements geriet ein Reservist unter die Räder des Zuges, welcher ihm den Kopf mit solcher Gewalt vom Körper trennte, daß derselbe später 50 Schritt von letzterem entfernt aufgefunden wurde.

Ein „ehrlcher“ Finder.

Ein gewisser M. Gontscharenko in Odessa hatte 1700 Rbl. verloren. Als glücklicher Finder erwies sich der bei Gontscharenko im Dienst gewesene Jüngling M. Lewenson. Die Entdeckung des Fundes fand, wie wir dem „Od. List.“ entnehmen, unter folgenden Umständen statt.

Drei Jünglinge in Gesellschaft einer eben solchen Zahl aufgeschossener junger Mädchen, welche in den letzten Tagen in zwei Equipagen eine Lustfahrt durch die Straßen der Stadt unternahmen, die Theater besuchten, in den besten Restaurants speisten und für alles mit seltener Freigebigkeit zahlten, lenkten die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich. Um 11 Uhr abends fuhr die „vielversprechende“ Gesellschaft endlich am Zirkus vor und nahm eine Loge ein. Die Jünglinge staken in untadelhaften Anzügen, trugen goldene Ringe und eben solche Uhren. Die jugendlichen „Damen“ waren nach neuester Mode gekleidet. In einem Augenblicke, als sich die originelle Gesellschaft in ein fröhliches und sorgloses Gespräch verloren hatte, erschien die Geheimpolizei und erklärte ihr, daß sie sich in Haft befinde. Lewenson, der Anführer der Bande, trug ein scharfes Messer bei sich, mit welchem er, nach Aussage seiner Kameraden und Altersgenossen, jeden niederstechen wollte, der sich unterstehen würde, ihn zu verhaften. Alle sind Kinder mittelalterlicher Eltern. Von den 1700 Rbl. wurde bei der jugendlichen verschwenderischen Gesellschaft nur noch ein Rest von 672 Rbl. aufgefunden.

Über die Ausschreitungen der Reservisten

bei ihrer Einberufung meldet das St. Petersburger Telegraphenbureau, daß dieselben in verschiedenen Ortschaften der Gouvernements Witebsk, Smolensk und Kiew tatsächlich Bestätigung finden. Einen schroffen Charakter haben diese Ausschreitungen in Kanew angenommen, wo Parteien von Reservisten beim Passieren dieser Stadt Branntweinläden, Magazine, Häuser und Mühlen der Juden und Gutsherrscher plünderten und der Polizei Widerstand leisteten, als diese sie an der Plünderung eines Branntweinladens hindern wollte. Der betrunkene Menschenhaufe machte sich die geringe Anzahl des Militärkommandos zunutze, drang in die Behörde des Militärchefs ein, verübte dort Ausschreitungen und strömte dann auf den Marktplatz, wo einige Läden geplündert wurden. Bei der Unterdrückung der Ausschreitungen wurde durch einen Steinwurf der

Gehilfe des Isprawniks am Kopf und ein Soldat am Bein verwundet. In Smolensk verübte eine Partie Reservisten ebenfalls vor der Behörde des Militärchefs groben Unfug, der mit einer Schlägerei mit Juden begonnen hatte. Die am längsten dauernden Unordnungen sind in Polozk vorgekommen, wo die nachfolgend innerhalb dreier Tage staffelweise eintreffenden Reservisten die Branntweinfläden plünderten und Branntwein raubten; der Versuch der Störenfriede, in den jüdischen Vierteln Plünderungen auszuführen, hatte angesichts der Einmischung der Polizei keinen Erfolg. Branntweinfläden wurden außerdem in Lepel und im Flecken Ushatschi des Gouvernements Witebsk, in sechs Dörfern des Kiower Gouvernements, in der Stadt Sennoje des Gouvernements Mohilew und in den Städten Ljuzin und Reshiza des Gouv. Witebsk geplündert; in Reshiza wurde eine Branntweinniederlage zertümmert und ein Polizeipräsident mißhandelt, in Sennoje ein Konwoisoldat getötet. Während des Haltens des Militärzuges auf den Stationen Kreuzburg und Sirotino der Riga-Drel-Bahn plünderten die Reservisten die Buffets und zertümmerten zwei Läden. — Ebenso stürzte sich noch eine Partie aus Smolensk kommender 400 Reservisten, beim Halten des Zuges in Witebsk, zu Einkäufen in die Stadt, wobei sie die Waren in den Läden an sich riß und umherwarf. — In einem Dorfe wurde auf eine Zuckerfabrik ein Überfall gemacht, in einem anderen auf das Post- und Telegraphenkontor. Im Gouv. Kiew wurde von dem Menschenhaufen ein Gutsbesitzer in seinem Hause verwundet, wobei seine Geldkassette geplündert wurde. Im selben Gouvernement mißhandelten die Reservisten bei der Station Tagantscha einen durchreisenden Geistlichen und nahmen ihm das Geld fort; dabei wurde dem Gendarmerieunteroffizier, der die Menschenmenge beruhigen wollte, der Säbel entrisen und er selbst zu Boden geworfen und mißhandelt. Schließlich haben noch in Bychow, Gouv. Mohilew, die Unruhe stiftenden Reservisten Privathäuser überfallen und geplündert.

Der Umstand verdient Beachtung, daß von 119 mobilisierten Kreisen in mehr als hundert die Ordnung vollkommen aufrechterhalten wurde.

Zur Untersuchung der Ursache der erwähnten Unordnungen an Ort und Stelle und zur Ergreifung von Maßregeln zu ihrer Verhütung in Zukunft ist auf Allerhöchsten Befehl der Adjunkt des Ministers des Innern Polizeichef Generalmajor Rydsewski kommandiert worden.

Pius X. und Abdul Hamid.

Der Patriarch Cyrillos VIII. von Antiochien ist nach Rom gekommen, um dem Heiligen Vater sich vorzustellen und ihm zu huldigen. Bei seiner Durchreise durch Konstantinopel gab sein Souverain, der Sultan Abdul Hamid, ihm einen Brief für den Heiligen Vater, sowie zwei hohe Ordensdekorationen für die Kardinäle Gotti und Merry del Val mit, welche alle richtig übergeben wurden. Der Brief des Sultans an Pius X. enthält Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung. Der Patriarch stellt in absoluter Weise in Abrede, daß er irgend eine „Mission“ des Sultans in Rom zu erfüllen habe.

Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Fortsetzung.)

So war der heilige Abend gekommen.

Rosa suchte an diesem Tage allen Schmerz niederzukämpfen und alles Leid zu vergessen. Liegt ja doch in dem Gedanken an das Weihnachtsfest die ganze Fülle der Erlösung ausgedrückt, warum sollte des armen Weibes Herz nicht auch Erlösung hoffen!

Sie hatte am Morgen den biedern Tiroler, ihren Hausherrn, gebeten, ihr vom Bergwalde herab ein Tannenbäumchen zu holen; das wollte sie schmücken und mit bunten Kerzen bestecken, nicht nur als liebe Erinnerung an die frohen Tage ihrer Kindheit, sondern auch als einen bitrenden Gruß ihres armen Herzens an ihren harten Gatten. Es war wenig, was sie an die grünen Zweige hatte hängen können, den Joseph hatte ihr kaum einiges Kleingeld zu freier Verfügung überlassen, vorgebend, es gehöre zur Autorität des Mannes, daß er allein die Börse führe, in der Tat aber, da-

mit er alles Geld für seine Bedürfnisse und zumeist für seine Spiel- leidenschaft zur Verfügung hatte.

Es waren aber tausend unsichtbare heiße Wünsche und Hoffnungen, die sie dem kleinen Baume und demjenigen vertraute, der für jedes Leid Trost und Erlösung im unergründlichen Schachte seiner Liebe und Erbarmung trägt.

Ob Joseph wohl verstehen wird, was sie dem Baume vertraut, ob ihm aus dessen Lichtern wohl die Erinnerung an seine eigene glaubensfromme Kindheit entgegenleuchten und ihm damit wieder der Stern der Weisen, Christus, als das wahre Licht der Welt, als wahre Weisheit erscheinen wird? Und ob sich dann wohl auch die Scherben ihres zerbrochenen Glückes zu einem Ganzen wieder zusammensügen, und ob es auch in ihrem Herzen wieder hell und friedlich wird?

Mit zitternder Hand entzündete sie die Kerzen, als sie ihren Gatten heimkehren hörte, und eilte ihm dann entgegen, um ihn zum brennenden Bäumchen zu führen.

„Ah!“ sprach er mit erzwungener Heiterkeit, „Du hast Dir einen Weihnachtsbaum gepuzt?“

„Nicht mir, sondern Dir!“ versetzte die Gattin mit schmeichelndem Tone und schlang ihren Arm um Josephs Nacken.

„Nun, wenn die Überraschung mir gilt, dann danke ich Dir für Deinen guten Willen. Übrigens kennst Du meine religiösen Ansichten und wirst darnach auch ermessen können, welchen Wert Deine Aufmerksamkeit für mich hat, und ob sie mir nicht vielmehr unangenehm als erfreulich sein muß.“

„Joseph, denke zurück an Deine Kindheit!“

„Ja wohl,“ eiferte der junge Mann, „ich soll an jene Zeit zurückdenken, wo man mir als armen Jungen ein Bettelalmosen gab und mir meine Armut mit dem Märlein vom armen Christkindlein verzuckerte. Diese Zeiten sind vorüber. Mir gilt heute der Christbaum als Glaubenssymbol so viel als dem Juden, der ihn als allgemeinen Gebrauch, um nicht zu sagen Mode, seinen Kindern anzündet und beschert. Übrigens,“ und er sah nach seiner Uhr, „wirst Du verzeihen, wenn ich den Abend nicht bei Dir zubringe; mein Freund Mohr erwartet mich.“

Rosa war gebrochen. Sie hörte kaum, wie die Türe hinter ihrem Gatten in das Schloß fiel. Sie löschte des Christbaums Lichter und all ihr Hoffen aus, und als es rings um sie finster geworden war, preßte sie beide Hände auf ihre Brust und seufzte: „Und auch im Herzen ist's tiefe Nacht!“

— Wie das flimmerte und glitzerte und leuchtete und strahlte in Mohrs Gemächern! In jedem Salon stand ein Baum mit vielen brennenden Lichtern, auf den Tischen brannten mit Wachskerzen besteckte Armlichter, auf den Gesimsen der Kamine große Lampen, eine behagliche Wärme erfüllte die Räume, und die Luft darin schien mit den Wohlgerüchen des Waldes und feinsten künstlicher Parfums sich verbunden zu haben. Der Boden war mit weichen Teppichen belegt. Die Gardinen verhüllten die Fenster, ein wohlthätiges Gefühl umfing jeden Eintretenden, der vom Hausherrn mit wahrer Herzlichkeit empfangen wurde.

„Mein lieber Frischmann, wie Sie finster schauen! In meinen Räumen wohnt Frohsinn, und Fortuna hat heute ihre beste Baune mitgebracht!“

„Auch für mich?“ fragte der Doktor zweifelnd.

„Gewiß!“

„Es wäre an der Zeit!“ entgegnete er verdrossen. „Es ist doch wahrlich kein Vergnügen, immer unten zu liegen. Ich dachte, die Kugel sei darum rund, damit sie sich drehe.“

„Und sie wird sich heute drehen!“

Ein ausgesuchtes Mahl leitete den Abend ein.

„Meine Herren,“ spottete Mohr, „es ist heute Fasttag, darum erlaube ich mir, zwischen Wildpret und Geflügel einen Fisch servieren zu lassen. Sie sehen, ich achte mit zarter Rücksicht die Vorschriften der Kirche!“

Allgemeines Lachen belohnte den leichtfertigen Witz.

„Dann eine Bitte! Sie sehen in meinen Salons leuchtende Tannenbäume! Sehen Sie darin keine Christbäume! Sie mögen darin ein Bild der Freude, der Freundschaft, des Lichtes, der Aufklärung finden, als christliches Symbol gilt der brennende Tannenbaum bei mir so wenig, wie bei tausend anderen; zündet ja auch der Gottesleugner seinen Kindern am Weihnachtsabende die

Lichter dieses Baumes an, ohne an Christus zu denken, wie ihn Kirche und starres Dogma uns lehren.“

Das Abendbrot war zu Ende.

Man verteilte sich an die Spieltische.

Mohr lud Frischmann an seinen Tisch.

„Darf ich Ihnen meine Brieftasche zur Verfügung stellen?“ flüsterte er vertraulich. „Sie enthält fünftausend Gulden in Banknoten.“

Er ließ die Tasche geschickt in Frischmanns Hand gleiten.

„Wozu so viel?“ fragte dieser leise entgegen.

„Wozu?“ zuckte der andere die Achseln. „Wir werden wahrscheinlich ein großes Vergnügen daran finden, die ganze Nacht zu spielen, und so zu spielen, daß wir um der hohen Sätze willen einen gesteigerten Reiz daran haben. Morgen kann dann ein jeder sein Glück oder Unglück so lange ausschlafen, bis es Zeit zum Imbiß ist.“

Frischmann steckte die Brieftasche zu sich, konnte sich aber dabei des Gefühles nicht erwehren, als stünde er damit vor einer Katastrophe, welche entscheidend in seinen Lebensgang eingreifen würde.

Man zündete sich die feindustenden Cigarren an und begann zu spielen. Schon zu Anfang waren die Sätze ungewöhnlich hohe, das Glück aber an Frischmanns Spieltisch ein so wankendes, daß ein besonderer Ausschlag sich nicht ergab.

Die Einsätze wurden verdoppelt und verdreifacht, das Glück war aus seiner Unbeständigkeit zu einer gewissen Festigkeit übergegangen, allein es stand nicht auf der Seite Frischmanns. Sein Barbestand war bereits auf die Hälfte geschwunden.

„Freund, Sie haben wieder Unglück!“ sprach teilnehmend Mohr. „Ich denke, wir wechseln das Spiel und zwingen damit auch das Glück zu einem Wechsel. Spielen wir Bank, den Einsatz nicht unter fünfzig Gulden; so wird unser Pechvogel bald wieder auf die Beine kommen!“

Wirklich stellte sich nun das Glück auf Frischmanns Seite; er gewann bedeutende Summen.

War er bisher ernst, verschlossen, ja finster gewesen, so ward er nun lebendig, fröhlich, fast ausgelassen. Immer öfter griff er nach dem Sektglase, und je mehr seine Pulse hämmerten, je tiefer sein Angesicht glühte, je starrer seine Augen wurden, desto wilder, kühner, unüberlegter wurde er im Spiele. Er gewann und lachte, er verlor und lachte, er rechnete — er zählte und wog nicht mehr, die Bankzettel wurden bündelweise eingesetzt — und nun sollte ein entscheidender Schlag erfolgen — „mein Ganzes auf diese Karte!“ schrie er und — verlor!

Starr wie eine Leiche saß er da! Seine Augen stierten unbeweglich auf die am Tische liegenden Karten und schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, seine Brust hob und senkte sich gewaltig — plötzlich sprang er auf und stürmte davon.

Draußen war es tiefstille Nacht. Der Wald schlief so sanft an des Berges Brust, und die Wolken, welche über den Dolomiten hingen, glühten im weißen Mondlichte, zahllos waren der Sterne goldene Augen, von ferne hörte man der Bergströme gewaltiges Rauschen!

Zitternd blieb Frischmann im Dunkel der die Wege begrenzenden Bäume stehen. Die kühle Nachtluft tat seinen glühenden Pulsen wohl — aber seine Seele!

„Was nun?“ rief er und schlug sich mit der Rechten vor die Stirne.

„Was nun?“

Seine Seele war elend und zerrissen, wohin sein Auge schaute, Unfriede und finstere Nacht. Sein junges Weib unglücklich durch ihn, er selbst nicht frei von dem Vorwurfe rohen Unthankes, seine Geldmittel erschöpft, schwere Verpflichtungen auf ihm lastend, denen er nur genügen konnte, wenn er entweder dem Schwiegervater die Wahrheit bekannte, oder wenn er ihm durch eine Lüge neue Summen entlockte und sich dadurch vor sich selbst als Lügner und Betrüger entehrte!

Er stand vor seiner Wohnung, aber er hatte nicht den Mut, das Gartentor zu öffnen und einzutreten. Zagend zog er die Hand wieder von der Klinke zurück.

Sein Blick wandte sich nach oben. Dort brannte im Erkerzimmer hinter den Gardinen noch ein einsames Licht. Was sie

wohl oben tut? Weint sie? Oder betet sie? Oder schläft sie? Nun sieht er, wie Rosas Gestalt sich dem Fenster nähert und daselbe öffnet. Rasch tritt er hinter eine schützende Hecke. Er sieht ihre Züge vom Mondlicht überflossen schmerzvoll in die Ferne starren, als wollte sie dort etwas suchen, und nun ist's, als zitterte ein tiefschmerzlicher Seufzer durch die unbewegte Luft!

Und nun wird das Fenster wieder geschlossen, und die Gestalt tritt zurück in das Innere des Zimmers.

Eilig verläßt er sein Versteck und nimmt seinen Weg durch die Weingärten südwärts. Wohin? Er weiß es nicht! Am liebsten in den Tod!

Müde setzt er sich auf einen Markstein am Wege und stützt das glühende Haupt auf die rechte Hand. Regellos und wirr drängen sich die Gedanken in seinem Gehirne, höhrend, anklagend, verdammend, sich und die ganze Welt verwünschend, und nicht einer ist unter diesen Gedanken, der versöhnend, rettend, erlösend wäre!

Da bricht vom nahen Münster der Glocken feierlicher Vollklang durch die Nacht! Wie das gewaltig tönt und friedlich und geheimnisvoll! Das ist wie Botschaft vom Himmel, das ist wie Gruß aus Gottesmund, wie ein gewaltiges Mahnen für das franke, sündige Menschenherz!

Es ist Weihnachtsglockenklang, der schönste, heiligste, den es gibt!

Auf den Wegen wird es lebendig, aus den Häusern kommen plaudernde Gruppen, fröhliche und glückliche Menschen, die sich freuen, zu Gott zu beten und ihm aus ganzer Seele für das zu danken, was sie sind und haben; große breitschulterige Männer, hoch aufgerichtet, dahinter zitternde Alte, gebeugt am Stocke einhergehend, schwägende Kinder, welche glücklich der Mutter immer wieder erzählen, was das Christkind gebracht hat: vergoldete Nüsse, ein paar Lebkuchen und einen Teller rotbackiger Äpfel!

Willenlos folgte Frischmann der Menge, die nach dem Stifte Gries hin pilgerte.

Dort bewegen sich wandernde Lichter den Berg herab, es sind die Bewohner der Höhe, welche mit brennenden Riefackeln den Weg nach dem Tale suchen.

Auf dem großen Marktplatz vor der Stiftskirche staut sich die Menge.

(Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Was ist eine Aktiengesellschaft? Diese Frage ist von einem Berliner Schusterjungen seinem Kollegen folgendermaßen definiert worden: „Ich habe zwei Pfennige und du hast zwei Pfennige. Die legen wir zusammen, das ist das Aktienkapital. So, jetzt gehen wir und kaufen für vier Pfennige eine Zigarre. Nun raucht die Zigarre.“ Nach einer Weile möchte der andere od mal rauchen, erhält aber zur Antwort: „Ne, das ist nur für mir, denn ich bin der Verwaltungsrat und rauche ganz alleine, du bist nur Aktionär und kannst dazu spucken!“

Umgekehrt. Tappke: „Na, nun ist ja wieder Winter im Anzug!“ — Tappke: „Ein guter Anzug im Winter wär' mir lieber!“

Schlechte Verhugung. Vater: „Ich hätte nicht geglaubt, daß das Studieren so viel kosten würde!“

Sohn: „Ja, und dabei studiere ich noch nicht einmal viel!“

Redakteur N. Kruschinski.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowkaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißen u. mattem Glas

verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, **Diamanten** zum Glasschneiden, **Spiegel** in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. Preise ohne jede Konkurrenz.

Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.

Bestes Magazin **F. Sorokin** in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

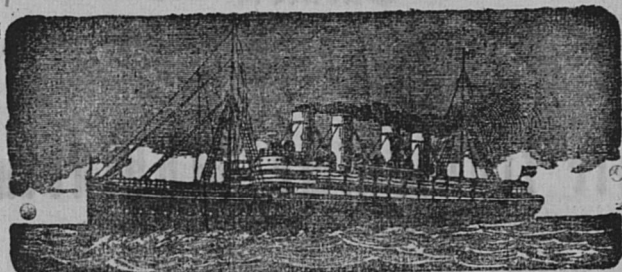
Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Resports aus gediegem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Gute Beköpfung.

Billige Fabrikpreise.



Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15,000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnelldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Neue Kriegskarte von Italien

mit Begleitworten:

Ostafien vom politisch-militärischen Standpunkte.

Bearbeitet von Paul Langhans.

Preis mit Uebersendung 60 Kop.

Zu haben in der

Buchhandlung von H. Schellhorn u. Ko.,

Saratow.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasijestaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Handlung

mit Komtoirbüchern u. Schreibutensilien

von

J. P. Kostjakow und G. P. Solowjew.

Nikolskaja Straße, unter dem Tataren-Gasthause.

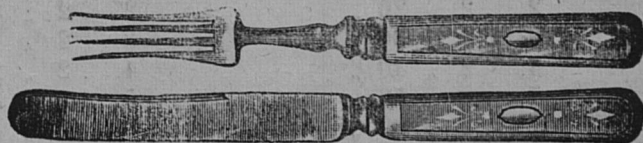
Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren aller Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

A. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

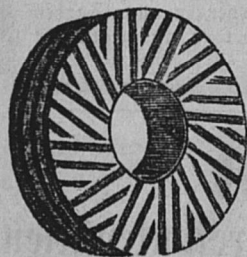
Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Niederlage aller Mühlenmaschinen u. Mühlenbedarfsartikel Alexander Andrejewitsch Borell

in Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkte.

Telephon № 243.

Empfiehlt den Herren Mühlenbesitzern in großer Auswahl und zu mäßigen Preisen



Französische Mühlsteine

der allerberühmtesten und bekanntesten Steingruben

DUPETY, ORSEL & Cie

in La Ferté sous Jouarre in Frankreich.

Vollständige Niederlage und Verkauf von Walzenstühlen der besten und neuesten Systeme zur Herstellung des gewöhnlichen Bauernmehls, Getreidereinigungsmaschinen „Обойки“, Griespuckmaschinen, Bürstenmaschinen, Stauber „Горизонталь“, Rundsieber „Самоходъ“, Radensleser „Кукольница“, Hirseschälmaschinen „Просушки“. Komplete Einrichtungen für Ölmühlen, hydraulische Pressen für Hand- und Riemenbetrieb.

Für jede verkaufte Maschine wird volle Garantie geleistet. Auch führe ich aus erster Hand, direkt aus dem Auslande von den Fabriken, Leder-, Kamelhaar- und sonstige Riemen, Billen zum Behauen der Steine und echte Schweizer Seidenschinder zu folgenden Preisen: Preis pro Arschin in Kopeken.

№№	0.	2 R.	— R.	№№	0.	1 R.	80 R.
	00.	2	—		00.	1	80
	000.	2	—		000.	1	80
	1.	2	10		1.	1	90
	2.	2	20		2.	2	—
	3.	2	30		3.	2	10
	4.	2	40		4.	2	20
23 Wersch.	5.	2	50	19 1/2 Wersch.	5.	2	30
	6.	2	60		6.	2	40
	7.	2	70		7.	2	50
	8.	2	80		8.	2	60
	9.	2	90		9.	2	70
	10.	3	—		10.	2	80
	11.	3	10		11.	2	90
	12.	3	20		12.	3	—

Überfende per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung Postnachnahme, sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Saratow, уголь большой Сергиевской и Соляной, овой домъ Александру Андреевичу Борелю.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell handelt.

Дозволено цензурою. Саратовъ 2 Нолбря 1904.

Alexander Kindsvater

Saratow

Kontor: Alexandrowskaja 21, General-Agentur „Rossija“
Niederlage: Barzinskaja 84

empfehlte unter Garantie

echte französische Mühlsteine

der „Société Générale Meulière“

echte Schweizer Seidensiebe

der Fabrik „Dufour“

sowie Walzenstühle und alle anderen Mühlenbedarfsartikel der Mühlenbauanstalt G. Daberio.

— Lager —

landwirtschaftl. Maschinen und Geräte,

Drehgarnituren, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Turbinen,
Naphtha-Solaröl-Motore

u. s. w., u. s. w.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (ganzlos);
fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen;

samtliche Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebedecken, Betttücher und Überzüge
empfehlte zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete
Magazin **C. A. Chudoschin u. Sohn.**

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Kredits, unter dem Moskauer Hotel.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„Rossija“

Saratow, Deutsche Straße.

Neue montiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll **G. K. Wohlgenut.**

Verleger **H. Schellhorn.**

Царская Типо-литография Г. X. Шельгорнъ и Ко.